

Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung

Protokoll der Sitzung vom 21. März 2014

An der **77. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen folgende Personen teil:

Amann (Universität Wien, Institut für Soziologie), Brandstetter (Fachhochschule St. Pölten, Department Soziales & Gesundheit), Chevron (Universität Wien, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie), Ettmann (Beratung am Eck des Beratungszentrums Pflege und Betreuung), Fux (Bildungszentrum Gaming - Fachschule für Ländliches Betriebs- und Haushaltsmanagement Schule für Sozialbetreuungsberufe im Ländlichen Raum), Gabriel (BMASK, Abt. IV/A/6 Förderungen der beruflichen Integration behinderter Menschen), Chr. Gruber (Wien), Höllinger (Universität Graz, Institut für Soziologie), Lampalzer (Wildbach- und Lawinverbauung), Maierhofer (Universität Graz, Institut für Soziologie), Neumeister (Technische Universität Graz, Institut für Raumgestaltung), Oedl-Wieser (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Pevetz (ehem. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Promitzer (Universität Graz, Institut für Soziologie), Schipfer (Universität Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung) Strutzmann (Arbeiterkammer Wien), Thünauer (Universität Graz, Institut für Soziologie), Wanka (Sozialversicherungsanstalt der Bauern, Regionalbüro Burgenland), Wieser (Universität Wien, Institut für Soziologie), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Wurm (BMLFUW, Abt. II/2b Schule, Erwachsenenbildung und Beratung)

Entschuldigungen ergingen von:

Berlakovich, Burger-Scheidlin, M. Fischer, Garstenauer, Glatzl, Greussing, Haase, Häfele, Hancvencl, Haubenhofner, Heistingner, Hiegelsberger, Hirschmugl-Fuchs, Hoffmann, Hoppichler, Kaufmann, Kiessling, R. Kogler, Kolland, Langthaler, Loibl, Machold, Mandl, Mayrhofer, Neuhauser, Panholzer, Pelikan, Pirkhuber, Pfusterschmid, Resch, Rossier, Ruppachter, Rybaczek, Sancho-Reinoso, Scharre, Schmitt, Schoibl, Schwarz, Seiser, Seitinger, Strahl, Strempl, Szlezak, Tamme, Tod, Tunst-Kamleitner, Vogel, Weber, Welan, Wohlmeyer, R. Wolf, Ziehaus, Zsilincsar

Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft **Wieser** begrüßt alle Anwesenden recht herzlich und eröffnet die Sitzung.

Die Präsentation von **Manuela Brandstetter** von der Fachhochschule St. Pölten, Department Soziales & Gesundheit trägt den Titel „*Von der Armut auf dem Land. Die Diskurs- und Hilfepraxen zur Not zugezogener Familien in einer ländlichen Kleinstadt (Heidenreichstein)*“. Dabei werden ausgewählte Erkenntnisse einer Bedarfsanalyse vorgestellt, welche im Zeitraum von 2009 bis 2011 am *Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung* durchgeführt wurde. Der Auftrag erging über ein HonoratorInnen-Netzwerk in Heidenreichstein. Die Studie wurde vom Fonds Gesundes Österreich (FGÖ), vom

Arbeitsmarktservice (AMS) Niederösterreich und vom Amt der Niederösterreichischen Landesregierung gemeinsam finanziert.

Das Fallbeispiel wurde im Rahmen des *Community Studies Komplexes* aufgrund seiner Ungewöhnlichkeit gewählt. Im außerhalb der Norm Befindlichen wird vielfach oft das sichtbar, was in gewöhnlichen Gemeinden oft verschleiert oder verdeckt bleibt. Heidenreichstein, im nordwestlichen Waldviertel unweit der tschechischen Grenze, ist eine ungewöhnliche Gemeinde. Sie hat in den vergangenen vier Dekaden so viele Arbeitsplätze eingebüßt wie sie heute EinwohnerInnen hat. Von gezählten 50 Gasthäusern im Jahr 1986 sind heute nur noch fünf übrig.



Bild: Wasserburg Heidenreichstein

Der größte Arbeitgeber ist im Moment die Grafschaft, die „*Herrschaft*“ wie sie in Heidenreichstein genannt wird, also der Besitzer der Wasserburg. Bevor wir zur Ausgangslage und zum Forschungsthema kommen, soll diese starke Metapher vom Verlust der vielen Arbeitsplätze in den 1970er Jahren angesprochen werden. Wie wir erkennen können, dezimierte sich die Zahl der Arbeitsplätze durch die Industriebetriebe schon in den den 1970ern kontinuierlich bis 1986 die Textilfabrik *Eisert* als letzter von den großen Fabriksherren die Tore schloss. Von den 1.929 Arbeitsplätzen 1972 gab es 1978 nur noch 1.564, nach dem Schließen der Firma *Eisert* 1986 nur noch 18 Arbeitsplätze vor Ort.. Tatsächlich wurde in jedem der vorliegenden Interviews, sobald Heidenreichstein als Community Erwähnung fand, dieses Großereignis, d.h. diese Fabriksschließungen, von den NarrationsgeberInnen von sich aus selber thematisiert. Man kann daher von der Annahme ausgehen, dass es sich dabei tatsächlich ein für die Gemeinde sehr traumatisches Ereignis handelte.

Tabelle 1: Beschäftigungsentwicklung der Industriebetriebe in der Kleinstadt von 1972 bis 1978

	1972	1974	1976	1978
Eisert	667	680	575	680
Franke	78	71	56	45
Kollmann	56	55	51	40
Vöslauer	510	582	460	418
Amstetter	154	165	180	156
Ing Gobl	173	147	150	175
Zimm	196	232	180	50
Gierlichs	34	26	0	0
Gerö	61	45	20	0
Gesamt	1929	2003	1672	1564

Quelle: Wittig (1982)

Ausgangslage der Studie

Die Studie wurde von einem *HonoratorInnen-Netzwerk* beauftragt. Dieses vertrat die Denkfigur, dass man vor Ort mit den rund 50 teils zugezogenen, teils ansässigen, als prekär lebend und „armutgefährdet“ eingeschätzten Familien in Heidenreichstein als 4.100 Seele-Gemeinde, die mittlerweile den Status einer Sanierungsgemeinde hat, vielfach überfordert sei. Die Befunde lauteten von Kindern mit enormen Kariesbefall, permanent jugendamtbetreute oder jugendamtsflüchtige Familien mit vielen immer wieder von statten gehenden Fremdunterbringungen, im Winter schlecht gekleidete Kinder usw. Das HonoratorInnen-Netzwerk war der Ansicht, dass das hohe zivilgesellschaftliche Potential, d.h. einer exorbitant hohen Hilfsbereitschaft vor Ort (als Selbsteinschätzung bei der Auftragsvergabebesitzung am 2.9.2009) mit den Problemen der Familien nicht mehr klar käme, weshalb man das *Ilse Arlt Institut* um Forschung, Analyse und Begleitung bei den sgn. „nicht-diskriminierenden frühen Hilfen“ durch eine von der Gemeinde angestellte Sozialarbeiterin bat. Wir wurden beauftragt, im Zeitraum von zwei Jahren eine Bedarfserhebung mit Maßnahmenkatalog zu legen, die Community bei der Umsetzung zu begleiten (in Gestalt formativer Evaluationsschleifen) und die Ergebnisse der Arbeit in der „*summativen Evaluierung*“ mit Blick auf die Ziele der AuftraggeberInnen zu bewerten.

Das Ringen der HonoratorInnen vor Ort soll ein Narrationsauszug aus einem Interview im Februar 2010 verdeutlichen. Die Verantwortungsträgerin, d.h. Mandatarin im Gemeinderat, sagte Folgendes: „*Ich glaube das waren diese Hartz IV Sachen in Deutschland, also die, da haben wir schon einige Fälle gehabt, die dann da bei uns (2) Auf die Frage an diese Familien, warum sie gerade uns da auswählen (-) naja, weil wir an und für sich ein Gebiet sind dass grad eh:: (-) mit wenig Arbeitsplätzen kämpft und ähm wir sind zwar landschaftlich und gesundheitlich eine sehr gute Ecke Österreichs aber (-) .(..) Wann jemand a Hilfe braucht, dann kommen's und man versucht dann sehr unbürokratisch zu helfen*“. Hier verdeutlicht sich WIE diese AuftraggeberInnen im Umgang mit dieser Armut mit dem so genannten „*Armutszuzug*“ ringen. Eine Denkfigur, die häufig zum Ausdruck kam, war diese der *Hartz IV Familien*. Der Duktus lautete, dass diese aus der ehemaligen DDR, aus Ostdeutschland, ins Waldviertel zögen, auf Hartz IV verzichteten und sich hier ansässig machten.

Methodologische Bemerkungen

Dem ursprünglichen Forschungsplan, mittels Meldestandsabfrage und anschließender repräsentativer postalischen Befragung an alle neu Zugezogenen und Neugeborenen der letzten fünf Jahre heranzukommen, wurde unmittelbar nach Erhebungsstart eine Absage erteilt. Es widerspreche den Grundlagen des Datenschutzes, auch wenn anonymisiert und verfremdet mit Daten aus dem Melderegister hantiert werde – so die Begründung von offiziellen GemeindevertreterInnen. Diese Position

war unverrückbar. Letztendlich musste man sich auf dokumentarische Methoden und konversationsanalytische Vorgehen (vgl. Kleining 1995, Knauth/Wolff 1991) konzentrieren. In letzter Konsequenz erwies sich das als ein glückliches Vorgehen. Trotzdem traf uns das relativ unvorbereitet, dass plötzlich vom Gemeindeamt, d.h. von Seiten der Behörde, keine Daten zur Verfügung gestellt wurden, nachdem auch die Gemeinde in diese Auftragsvergabe involviert war.

Wie KonversationsteilnehmerInnen im gewöhnlichen Gespräch, in der alltäglichen Äußerung zu einem bestimmten Gegenstand thematisch bedeutsame Schlussfolgerungen interaktiv herstellen, steht dabei im Fokus. Mit dem Konzept der *Sprechpraxis*, der sozialen Praxis nach Bourdieu (1983) die aus seinen Ungleichheitsforschungen und seiner Theorie der Praxis stammen, gelang ein guter Brückenschlag, der zu validen Erkenntnissen verhalf. Auch aus dem Konzept der „*Wahrnehmungsschemata*“ (Rehbein 2006) lassen sich Rückschlüsse von Sprachdaten auf Strukturen und Genese sozialer Ordnung ziehen. Was bringen NarrationsgeberInnen an Sprachdaten zum Ausdruck, welches dahinter liegende Wahrnehmungsschema kann man verorten und welche Rückschlüsse auf soziale Ordnung kann man ziehen ohne die Sprachdaten unnötig zu überhöhen? Was wir klarerweise mit dieser Vorgehensweise nicht konnten, war ein formales Aussagesystem darüber zu schaffen, wie tatsächlich Hilfe gelagert wird, wie tatsächlich dem Bedarf und den Bedürfnissen auch begegnet wird und wie tatsächlich Ungleichheitsverhältnisse und -strukturen aussehen. Ein formales Aussagesystem ist also nicht möglich. Was wir aber tun konnten, war diese Sprechpraxen zum Vorschein zu bringen, Erkenntnisse zu gewinnen, Deutungen anzustellen und das den AuftraggeberInnen wieder zu überantworten, also das zu kommunizieren, was wir festgestellt haben. Damit gaben sich auch die AuftraggeberInnen zufrieden und es entstand ein konstruktiver Prozess in diesem Zusammenhang.

Die für die Analyse zentrale Frage beschäftigte sich mit der Art und der Beschaffenheit derjenigen Hilfe-Rekonstruktionen, die in der jeweiligen Äußerung bzw. der Sprechhandlung erzeugt bzw. hervorgebracht wurden. Wie diese sprachlich-textlich von einer SprecherIn hergestellt bzw. von RezipientInnen bestätigt worden war, bildete den Gegenstand. Was an dieser Stelle also maßgeblich interessierte, war, was die Interaktionsaufgabe, die hinter diesen Sprechpraxen steht, um sprachlich-textliche Hervorbringung sowie der Bestätigung in den Blick nehmen zu können.

Damit limitiert sich gleichermaßen auch die Art der solcherart gewinnbaren Erkenntnis. Hierdurch ein formales Aussagesystem über das Phänomen der Hilfe bzw. über dessen strukturelle Ausgestaltung zu entwickeln, ist qua *Membership Categorization Device* nicht zu erreichen. Was aber als Ergebnis am Ende des Prozesses steht, sind Erkenntnisse über die hinter der Hilfe stehenden Praxen (Bourdieu 1983) und deren Kontextualisierungen (und im Zuge dessen auch Lokalisierungen), welche von den AkteurInnen (in ihren Rollen als HelferInnen, EntscheiderInnen und Hilfebedürftigen/Problembetroffenen bzw. -klassifizierten) jeweils hergestellt wurden. Erst dieser Blick hinter dasjenige Wissen, das Sacks (1995) als das „*what everyone knows*“ (Silverman 1998) bezeichnete, welches innerhalb bestimmter Institutionen qua sozialer Praxen hergestellt und ausgeübt wird, bildet den interessierenden Bogen dieser Untersuchung. So ist die gegenständliche Forschungsfrage zu *Hilfe-Praxen* relevant für die damit in Zusammenhang stehenden sinnstiftenden Bedeutung und Fragen „*kommunaler Identität*“ (vgl. dazu Keupp/Höfer 1998).

Es seien noch ein paar Einblicke in den *Forschungsprozess* angemerkt. Durch ein starkes ethnografisches Arbeiten über die lokale *Mütterrunde der Betriebsseelsorge*, über den *Gesundheitsarbeitskreis*, über die *Gesunde Jause* an den Volksschulen sowie über lokale waldpädagogische Workshops in den Kindergärten konnten wir uns sehr stark vor Ort einbringen. Insgesamt war die Forschungsleiterin mit sechs AssistentInnen im Zeitraum von 20 Wochen vor Ort. Sie reisten viele Male nach Heidenreichstein. Ankerpunkt waren „*naturally events*“ von denen ausgehend 15 Familien identifiziert werden konnten, wo diese Prekarität von Seiten der AuftraggeberInnen festgestellt worden war. Mit fünf Familien gelang es in Kontakt zu gelangen und eine intensive Forschungs Kooperation durchzuführen. Um Untersuchungspersonen im Weg des Zufallsprinzips auszuwählen, wären Randomisierungstechniken

erforderlich, welche die ForscherInnen durch eine postalische Aussendung an alle in den vergangenen fünf Jahren zugezogenen und neugeborenen HeidenreichsteinerInnen bzw. deren Haushalte durchführen hätten wollen. Aus Fördermitteln bezahlt und ohne Namens- oder Adressnennung an die ForscherInnen hätte dieses Vorhaben abgewickelt werden können. Es hätte den zugezogenen Familien sowie jenen, die in Heidenreichstein in den vergangenen fünf Jahren ein Kind zur Welt brachten, die Möglichkeit gegeben, unmittelbar und pro aktiv mit uns in Kontakt zu treten. Da die Entscheidung von Heidenreichsteiner VerantwortungsträgerInnen gegen die Aussendung der Information an alle Familien ausfiel, unterblieb dieser Schritt. Insofern erfolgte die Auswahl der Untersuchungspersonen weitgehend nach dem „Schneeballprinzip“ (vgl. Lamnek 2005, Bortz/Döring 2005). Dennoch kamen ganz wesentlich bzw. zumindest nicht uninteressante Erkenntnisse zum Vorschein. Insgesamt hatten wir in aus der Gruppe der *VerantwortungsträgerInnen und HelferInnen* mit 18 ExpertInnen aus der Verwaltung/Politik, dem Gesundheitswesen, aus dem Netzwerk selbst, aus den professionellen Sozialen Diensten, aus Gewerbe und Handel, aus dem Schul- und Bildungsbereich, aus der Pfarre und aus Vereinen in der Gemeinde Kontakt. Aus der Gruppe der *Familien in Lebensweltperspektive* hatten wir mit fünf von 15 teils ansässigen, teils zugezogenen Jungfamilien mit insgesamt 20 Personen Kontakt. Wir sprachen mit ihnen, waren zum Teil beim Frühstück dabei, zum Abendessen eingeladen. Wir baten die Familien Alltagsfotos zu machen. Wir begleiteten sie auf dem Weg zum Einkaufen, zur Mütterberatung und dergleichen. Daneben wurden in der Gemeinde sechs Arbeitsgruppen und Großgruppenkonferenzen mit insgesamt 200 AktivistInnen abgehalten.

Demografische Eckdaten Heidenreichsteins

Anhand demografischer Eckdaten lässt sich die Formel der absterbenden Gemeinde, des wirtschaftlichen Niedergangs, des demografischen Aussterbens auf operationalisierbare Beine stellen. Anhand eines Vergleiches aktueller Angaben (01.01.2009) der Statistik Austria und Daten aus der Volkszählung 2001[1] zeigt sich zunächst eine Abnahme der Bevölkerung im Vergleichszeitraum 2001 und 2009, die sich über alle Altersgruppen, außer über jene ab 65 Jahren, erstreckt.

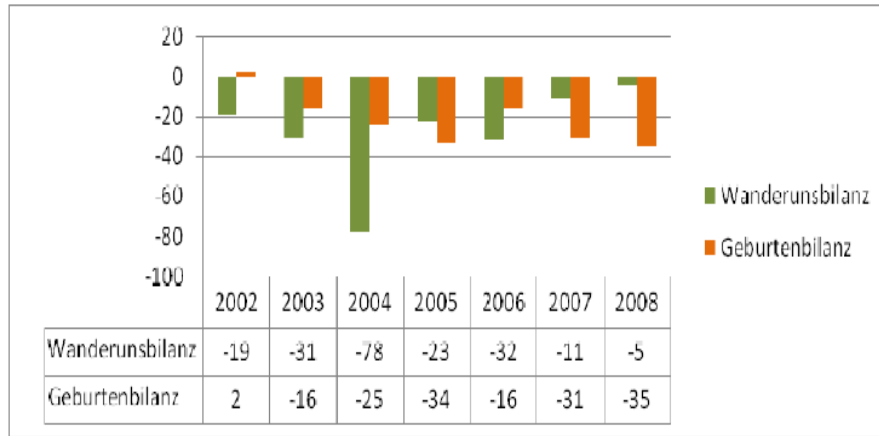
Tabelle 2: Bevölkerungsstand nach Altersgruppen

Bevölkerungsstand nach Altersgruppen		
Alter	15.05.2001	1.1. 2009
bis 19 Jahre	885	687
20 bis 39 Jahre	1176	911
40 bis 64 Jahre	1531	1450
ab 65 Jahre	973	1137
Gesamt	4565	4185

Quelle: Statistik Austria (2002, 2010)

Einen ähnlichen Trend der Bevölkerungsabnahme sieht man, wenn man die Komponenten Wanderungs- und Geburtenbilanz betrachtet. Im Jahr 2002 stand der positiven Bilanz von zwei Geburten eine negative Wanderungsbilanz (-19) von 34 Abwanderungen im Inland und 15 Zuzügen aus dem Ausland entgegen. Bis einschließlich 2008 wurde eine sinkende Geburtenbilanz verzeichnet, die 2008 mit -35 ihren Tiefststand (im Vergleichszeitraum 2002 bis 2008) erreichte. Im Jahr 2009 gab es eine positive Geburtenbilanz, was im nachfolgenden Diagramm nicht mehr ersichtlich ist.

Tabelle 3: Bevölkerungsentwicklung nach Komponenten



Quelle: Statistik Austria (2009)

Seit dem Jahr 1971 (5.733 EinwohnerInnen) ist ein anhaltender Bevölkerungsverlust zu verzeichnen (2010: 4.150 EinwohnerInnen). Dies widerspricht weder dem Trend des politischen Bezirks noch der Region Oberes Waldviertel.

Tabelle 4: Bevölkerungsveränderung Heidenreichsstein

Bevölkerungsveränderung	1971-1981	1981-1991	1991-2001
Veränderung insgesamt	-448	-476	-284
durch Geburtenbilanz	61	-140	-336
durch Wanderungsbilanz	-284	-108	-176

Quelle: Statistik Austria (2010)

Ausgewählte Ergebnisse

Nunmehr sollen jene Erkenntnisse, die aus der Konversationsanalyse selbst gewonnen wurden und die Sprechpraxen der Betroffenen sowie der EntscheidungsträgerInnen und HelferInnen in den Blick genommen werden. Wichtig dabei ist, dass hier der Fokus weniger auf die Blickwinkel als vielmehr die Narrationen bzw. Rekonstruktionen selbst im Zentrum standen. Wir bezogen uns nicht auf eine perspektivische Analyse sondern auf das, was tatsächlich gesagt wurde. *What kind of Object is being discussed and ratified and made to be of social meaning?* (Sacks 1995, Silverman 1998). Was ist der Gegenstand dessen, was in den Konversationen zum Vorschein gebracht wurde, so lautete die Fragestellung, die wir im Blick hatten. *What kind of object is the utterance?* Welches Objekt bezeichnet diese Äußerung?

Obwohl „Hilfbereitschaft“, hohes zivilgesellschaftliches Potential, als Zentralwert innerhalb der Community angesehen wird, gilt sie im eigenen Selbstverständnis der Gemeinde als „Anziehungspunkt“ für sozial Schwache. Diese zugezogenen Jungfamilien seien es, so die Sprechpraxis, die letztlich „das leichte Durchkommen“ und den Billigwohnraum im Oberen Waldviertel nützen wollen und die sich durch eine hohe Problemanfälligkeit und ein schlechtes Gesundheitsbewusstsein zeigen und die sich insbesondere auch nicht ausreichend in die Gemeinde einbringen würden.

„Und was ich höre von der (...), unserer Überübernachbarin, dass sich also zunehmend Leute hier ansiedeln, die deswegen hier herkommen, weil es da billiger zum Wohnen ist als sonst irgendwo.“
(ExpertIn H:318-321; ExpertIn I, ExpertIn T u. a.)

Diese Familien bringen sich nicht von sich aus in die Gemeinde ein“ (Helferin I:Z.: 356)

Bei der Feststellung von diesen Familien mit sozialer Schwäche sind es vermeindlich äußerlich sichtbare „Beeinträchtigungen“ oder das „Hören-Sagen“, auf das man sich hier berief.

„Soviel ich weiß, hat es auch mit zugezogenen Familien da Probleme gegeben, aber wie gesagt, das entzieht sich zu sehr meiner Kenntnis. Da kann ich nur nachplappern was ich so gehört habe, also mehr nicht“ (Baumgartner: 135-138).

Deutlich wurde in diesen sehr pointierten Sprechpraxen, dass diese vermeindlichen „Problemfamilien“ immer als typisch für die generell prekäre Situation der armen Gemeinde gefasst wurden. Sobald neue Fälle von Fremdunterbringung auftreten, ist dies nur ein weiteres Indiz für den voranschreitenden Verfall der Community als Gesamtes. Sie waren mehr oder minder das Symbol dafür, dass die Gemeinde insgesamt von Verfall und von Absterben als betroffen interpretiert wurde.

In den Forschungen zu geleisteten Hilfen in Heidenreichstein offenbarte sich aber auch ein Muster, welches über die bisher beforschte ländlich-traditionelle Nachbarschaftshilfe weit hinausgeht. So wird Hilfe auch bei solchen aus der engen Normalitätsdefinition hinausgehenden Problemen, wie z.B. auch bei psychosozialen Problemen, gewährt. So berichten Frauen davon, dass sie Kinder von kinderreichen Familien betreuen, zu Aktivitäten mitnehmen, mit ihnen lernen und dafür von den Familien wiederum Unterstützung bei der Betreuung ihrer älteren Familienangehörigen erhalten, z.B. von arbeitslosen Müttern, die keine Arbeit finden. Andere berichten davon, dass sie in Leibrente bei alleinstehenden älteren Frauen Unterkunft gefunden hätten und dafür Pflege und Fürsorge leisteten. Wir fanden Sprechpraxen, wo klar wurde, dass innerhalb dieses Dorfes oder Katastralgemeinde die Nachbarn die Kinder holen, wenn es zu Haus wegen dem betrunkenen Mann wieder einmal rund geht und davon, dass sie sich hier gut unterstützt fühlen. Schulschikurse werden mehr oder minder über den Gartenzaun mitfinanziert. Wir fanden umfassende Befunde über „echte Hilfen“, wie sie von den Betroffenen bezeichnet wurden. Wir konnten uns diese bis dato schwer erklären. Noch schwerer zu erklären war der Befund, dass sich die Beforschten eben sehr gut von der Gemeinde unterstützt fühlten, aber integriert fühlen sie sich nicht. Die Tatsache hier in Heidenreichstein zu leben ist die eine Sache, aber sich selber als Heidenreichsteiner/in wahrzunehmen, stellten sie in Abrede. Das sei undenkbar für sie. Dazugehören, sich als Heidenreichsteiner/in erleben, das sei für die Familien undenkbar, auch wenn sie zum Teil auch schon seit mehreren Dekaden hier leben. Interessant an dieser Stelle ist auch, dass selbst die belasteten Familien, die mit vielen Kleinkindern oft in der Tat andere Sorgen hatten, als wie denn die Gemeinde in mehreren Jahren da stehen könnte, sofort den Narrationsstrang „Absterben der Gemeinde“, Verringerung der Arbeitsplätze und wirtschaftlicher Niedergang entwickelten. Ähnlich wie die meritokratische Bevölkerung waren sie von den Erzählungen über die „gefährdete Gemeinde“ hoch betroffen.

Deutlich wurde, dass in allen Sprechpraxen reihum, d.h. von den Zugezogenen genauso wie von den HonoratorInnen und HelferInnen das Phänomen der sgn. *Rural Out Migration* und des *Brain Drains* überrepräsentiert war. Auch offenbarte sich in den Sprechpraxen, dass die Befragten Expertinnen den Zuzug von sgn. sozial Schwachen vielfach in eine kausale Beziehung zum Wegzug der Jungen und gut Gebildeten machten und dass sie reihum auf die Denkfigur des Bildes einer von „*allen guten Geistern verlassen*en zukunftsfähigen Gemeinde“ in den Rekonstruktionen und Befunden Bezug nahmen. Versuche, dieses Bild empirisch zu unterlegen, unterblieben unabhängig vom sozialen Status und der Bildungsaffinität der Befragten. Ähnlich wie man sich beim Zuzug sozial Schwacher auf das Hören-Sagen berief, tat man es auch beim Brain Drain. So war ganz zu Beginn der Forschung bei der Auftragvergabe die Rede von 50 Familien, die von dieser Prekarisierung oder Prekarität betroffen waren. Defacto begegneten uns 15 Familien, ohne diese über eine differenzierte Sozialstrukturanalyse auf empirisch operationalisierbare, gesicherte Beine stellen zu können. Es war die Rede von mindestens 15 *Hartz IV Familien*. Im Zuge der Probezählung 2006 wurden von der Statistik Austria 13 EinwohnerInnen aus der EU-14 erhoben, die Volkszählung 2001 verwies auf sechs erwerbstätige deutsche StaatsbürgerInnen in Heidenreichstein, die dort Hauptwohnsitz gemeldet waren.. Nach Durchsicht der entsprechenden

Interviewpassagen bleibt zu vermuten, dass hier von höchstens zwei bis drei Familien bzw. Haushalten gesprochen wird. Wir gingen davon aus, dass diese Sprechpraxis der Übertreibung nicht als moralische Kategorie sondern als Phänomen des überzogenen bzw. überzeichneten Raumbildes sehr stark zur Anwendung kam.

Aufgrund der Bedarfsanalyse wurden Empfehlungen ausgesprochen, die zum Teil mit der Gemeinde bzw. den Betroffenen selber entwickelt wurden. Die Betroffenen wollten eine Form der *unspezifischen Hilfearbeit*. Aufgrund der Ergebnisse war rasch klar geworden, dass man sich keine fallspezifische Beratungsarbeit in den Familien wünschte, dass die Familien niemanden wollten, der in die Familien hereinkommt und dort Unruhe stiftet. Man wollte, waren Räume und Möglichkeiten, wo man sich öffentlich quer so sozialen Schranken und sozialen Ständen begegnen konnte. Angeregt wurde z.B. die Einführung einer *Living Library*, wo Geschichten von früher erzählt werden können, wo SeniorInnen auch ihr Wissen über diese früheren Fabriksschließungen zum Vorschein bringen können. Ein zentraler Punkt war die Revitalisierung von Kinderspielplätzen. Im Zentrum von Heidenreichstein selber gab es 15 Kinderspielplätze, von denen nur noch vier besucht werden konnten. Der Rest war der Witterung ausgesetzt und nicht mehr benutzbar. Man richtete einen Gemeinde umspannenden Gesundheitstag aus, wo sich alle Familien einbringen konnten. Man wollte waldpädagogische Workshops abhalten, weil man sich als Waldgemeinde im Waldviertel zu wenige in dieser natürlichen Umwelt verortet fühlte. Sie wünschten sich auch ein klare Trennung der Hilfesphären. Eine Vermischung von HelferInnen, die einen gesetzlichen Auftrag haben mit solchen die zivilgesellschaftlich, über Vereine oder die Betriebsseelsorge Hilfe, Dienste oder Unterstützungsleistungen anbieten, war unerwünscht. Man wollte das klar unterscheiden können und eine sehr deskreten Umgang mit den eigenen Daten gesichert wissen. Familien brachten zum Ausdruck, dass sie extrem darunter litten, wenn die Volksschuldirektorin über die eigene Familie mit der Jugendamtsozialarbeiterin oder mit jemandem von der Betriebsseelsorge offensichtlich gesprochen haben muss, weil sonst könnte diese oder jene Person diese Information nicht haben. Also eine Informationsverwaltung, die dieser Kleinräumigkeit auch gerecht wird, war einer der zentralen Wünsche.

Abschließend sollen noch ein paar Einblicke in die Großgruppenmoderationen und Gemeindekonferenzen gegeben werden. Das folgende Bild stammt von einer Gesundheitsveranstaltung mit Kindern.



Interessant ist auch das Projekt der Betriebsseelsorge Heidenreichsteins „Was möchte ich von Herzen tun“, das aus dieser Bedarfsanalyse heraus entstand und in welchem Aktive SeniorInnen und langzeitbeschäftigungslose Menschen im Verbund die anstehende Arbeit in der Gemeinde bewältigen und sich in Arbeitskreisen dazu zusammengeschlossen haben.



Das Konzept ist einfach erklärt: Das Arbeitsmarktservice befreit zehn Langzeitbeschäftigungslose (einen Waldpädagogen, einen Filmemacher, eine Graphikerin mit abgeschlossenem Studium, eine Mutter und frühere Gastwirtin, eine Buchhalterin usw.) von diversen Bewerbungstrainings und Kursmaßnahmen und „stellt sie frei“ für die Arbeit im Gemeinwesen. Sie erhalten weiterhin ihre Bezüge und werden für den Zeitraum von einem Jahr von der örtlichen Betriebsseelsorge begleitet. Diese koordiniert auch die Tätigkeiten und trägt sie an die Gruppe der Langzeitbeschäftigungslosen sowie an die Aktiven SeniorInnen heran. Letzere investieren in die Organisation, Koordination und Abwicklung gemeinwesenspezifischer Projekte, welche dem Kollektiv zugute kommen: Die Wiederbelebung des Natur- und Moorparcs Heidenreichsteins, die Neu-Gestaltung der Homepage, die Entwicklung eines Logos für Heidenreichstein, die Gestaltung eines Filmes zu Integrationsfragen im Ort usw. wurde seit 2010 dadurch erreicht.

Offene bzw. weiterführende Fragen, die sich auftraten waren u.a., dass viele Engführungen auch mit dieser akademischen Feststellung im Fachdiskurs einer „*abnehmenden Bedeutung ländlicher Zonen*“ (vgl. Rudolph 2001; Böhnisch/Funk 1991), „*räumlicher Entleerung*“ bzw. „*aussterbenden Gemeinden*“ (ÖROK 2012) verbunden sind. Vielfach assoziierten diese Alltagsdiskurse mit dem ländlichen Raum und „*ländlicher Lebensweise*“ (vgl. Ipsen 1991) je „*spezifische symbolische Bewertungen*“, die aber die Lebensweise und die Art und Weise prägen, wie (Land)bewohnerInnen ihr Leben wahrnehmen. D.h. wenn von einer „*räumlicher Entleerung*“ bzw. „*aussterbenden Gemeinde*“ die Rede ist, dann greifen in den Alltagstheorien die Menschen diese Denkfiguren auf und legen sie auf ihre Erfahrungswelt um. Wenn man von „*ländlicher Lebensweise*“ spricht, sind damit oft spezifische Bewertungen verbunden, die aber auch die Art und Weise der Menschen prägen, wie sie ihren Sozialraum wahrnehmen. Hier wäre ein Forschungsbedarf gegeben.

Auch in akademischen Diskursen findet man Stränge, die das Ländliche als Innovationsbremse, als sozialräumlich geronnene Regression schlechthin stilisieren. Die es als Ort der Isolation und des Traditionalismus fassen. Öffentliche, politisch und akademische Diskurse prägten dieses Bild, das von AutorInnen wie Elisabeth Lichtenberger (2000), Detlef Ipsen (1991) aber auch Hartmut Häußermann (2005) seit den 1990ern kritisiert wird. Diese waren es auch, die nachwiesen, dass z.B. die Einführung moderner Produktionsweisen und ihre Umsetzung stets deutlich durchsetzt war von innovativen Entwicklungsimpulsen, welche auch von so genannten „*Landgemeinden*“ ausgingen. Genauso wenig waren ländlich-kleinräumige Körperschaften überwiegend von „*regressiven Formen gesellschaftlicher*

Organisation“ sowie „idealisierten präindustriellen Vergesellschaftungsformen“ geprägt gewesen.

Der Zusammenhang zwischen Reproduktionsweisen und Hilfepraxen war ein sehr spannender. Eine Gemeinde, die vorwiegend aus einem ständischen Facharbeitermilieu stammt, hatte eine ganz spezifische Form der Hilfe entwickelt und diese Hilfe konnte sich dort auch halten. Die Hilfe, die dort geleistet wurde, war eine andere als wir sie aus typisch bäuerlichen Milieus zu kennen glaubten. Dass Familien hohe Geldsummen überantwortet werden bei gleichzeitiger sozialer Distanz zu diesen Familien und nicht bestehender Freundschaft war ein Phänomen, mit dem wir nicht gerechnet hatten. Wir mussten auch feststellen, dass Hilfe ein enorm unterbeforschtes Konzept ist, dass Gemeinden wie Heidenreichstein unter einem starken Standortvorteilsdruck stehen, d.h. von einer „Verräumlichung sozialer Probleme“ betroffen sind. Sie fühlen sich selber sehr stark verantwortlich dafür, dass es hier soziale Probleme gibt. Das ist das Problem der Gemeinde selbst. Im Kampf um Standortvorteile ist es erforderlich, auch einmal sozialpolitische und kommunalpolitische Entscheidungen den wirtschaftspolitischen nachzureihen, weil man muss ja darauf schauen, dass die Gemeinde als Ganzes auch wirtschaftspolitisch überleben kann. Dieser Wettstreit der Gemeinden untereinander ist vielfach unterbelichtet. In Heidenreichstein war es z.B. der Fall, dass zu dem Zeitpunkt als das Projekt lief, die *Käsemacher* dort Fuß fassen und eine Schaukäserei etablieren wollten. Tatsächlich ging es um eine Summe von wenigen Tausend Euro, die man gebraucht hätte, um die Revitalisierung der Kinderspielplätze etwas anders oder besser ausgestalten zu lassen. Es war eine Summe, die es einfach nicht gab, weil eben die *Käsemacher* wichtiger waren. Wichtiger war, dass die *Käsemacher* in Heidenreichstein angesiedelt werden und nicht beispielsweise in Schrems.

Diskussion

Pevetz: Ich kam in den 1960er Jahren erstmals nach Heidenreichstein. Damals bestand Heidenreichstein aus einem Schloss und einem Dorf. Vor zwei Jahren war ich wieder dort und konnte feststellen, dass Heidenreichstein physisch enorm gewachsen und kaum wiederzuerkennen ist. Trotzdem ist es nicht leicht eine Übernachtungsmöglichkeit zu finden. Meine erste Frage lautet, ob die *Hartz IV* Zuzügler weiterhin die entsprechenden Sozialhilfeleistungen von Deutschland bekommen.

Brandstetter: Nein, die fallen dann weg.

Pevetz: D.h. sie haben diese dadurch, dass sie nach Österreich gezogen sind, verloren. Sie sind also hierher gezogen, weil das soziale Angebot in Österreich in ihrer Sicht günstiger gewesen ist oder wegen dem billigeren Leben im Waldviertel.

Brandstetter: Das war die Zuschreibung, das billigere Leben.

Pevetz: Haben Sie irgendwie erfahren, wie diese Information dorthin gekommen ist? Es ist ja nicht so selbstverständlich zu wissen, dass es Heidenreichstein überhaupt gibt. Das ist eine hochinteressante Sache. Nach allem was ich verstanden habe, sind diese Zuzügler, die die gleiche Sprache aber einen anderen Dialekt sprechen, zwar nicht integriert, obwohl sie sich eigentlich integrieren wollen, aber doch akzeptiert werden von der Bevölkerung. Armut zieht offensichtlich zur Armut, Erfolg zu Erfolg, Misserfolg zu Misserfolg. Hier tritt also eine sehr interessante biblische Erscheinung auf.

Brandstetter: Wir lernten eine Familie kennen, die als *Hartz IV* Empfängerfamilie galt. Aber wir sprechen hier von Zuschreibungen. Fakt war, dass Familien mit deutschen StaatsbürgerInnen, die nach Heidenreichstein gezogen sind und als arm galten oder wahrgenommen wurden, nicht allesamt defacto arm waren und auch nicht alle defacto irgendwann einmal *Hartz IV* Empfängerfamilie gewesen sind. Wir lernten eine Familie kennen, wo das der Fall war. Wir sprachen auch mit dieser und lernten die Kinder kennen. Sie hatten in Österreich zu Beginn keine Bezüge. Sie waren gerade dabei, über die Jugendwohlfahrt Bezüge zu bekommen bzw. Erziehungshilfen in Anspruch zu nehmen. Das war eine Mutter mit mehreren Kindern, die aus anderen Motiven ins Waldviertel gekommen ist, nicht aufgrund dieses zugeschriebenen „Sozialschmarotzertums“. Wir gingen davon aus, dass es hier um

Zuschreibungen ging, die in den Alltagsdiskursen mehr oder minder empirische Wirklichkeit wurden, weil man es sich nicht erklären konnte und weil es, wie Sie sagen, fast biblisch diese Phänomene der sozialen Schließungen gab. Unsere Wahrnehmung war nicht bei diesen fünf Familien, dass sich diese nicht integrieren wollten. Unserer Wahrnehmung war aber auch nicht, dass die HonoratorInnen diese Familien nicht integriert haben wollten. Unserer Wahrnehmung war, dass es hier eine tatsächliche Barriere gab, eine Form der manifesten Schließung, wo kaum eine Begegnung quer über berufsständische Schranken, quer über milieuspezifische Schließungen, möglich war. Es gab keine Möglichkeiten, dass diese in irgendeiner Weise aneinander geraten hätten können. Wir machen z.B. im Anschluss an die Bedarfsanalyse eine Gemeindegemeinschaft, wo tatsächlich 200 Menschen in den Pfarrsaal kamen. Es gibt ja dort wenig Angebot und wir hatten auch einen Schweizer Gastprofessor eingeladen und wenn jetzt schon jemand von der Fachhochschule kommt usw. Das war eine sehr glamouröse Veranstaltung. Es waren auch fünf Personen dabei, die wir befragt hatten. Im Zuge dieser Gemeindegemeinschaft, die als Zukunftswerkstatt ausgeführt wurde, war in einem Workshop z.B. die Kindergartenleiterin, die Volksschuldirektorin und eine Mutter. Diese Mutter hätte ich gerne zum Workshop gehabt und gefragt, ob sie dort nicht teilnehmen möchte. Daraufhin meinte sie: „*Ich kann ja nicht in einem Workshop teilnehmen, wo die Direktorin sitzt. Wie stelle Sie sich das vor?*“. Ich glaube, es geht hier nicht um biblische Zusammenhänge, sondern schlicht weg um eine Form der sozialen Schließung, die so alltäglich und so gewöhnlich sind, dass wir sie und die Betroffenen selber normalerweise nicht hinterfragen. Wie wir diese Episode nach einer Evaluierungssitzung der Volksschuldirektorin rückgemeldet haben, war die Reaktion eine hoch betroffene.

Pevetz: Das ist eine sehr eigenartige Situation. Es entspricht nicht so den Klischeevorstellungen. Es ist unerwarteterweise anders.

Brandstetter: Auch von der Forschungsperspektive.

Höllinger: Ich habe immer noch nicht wirklich verstanden, warum die wirklichen dorthin gezogen sind. Ein paar kommen von Deutschland. Kommen alle von Deutschland? Kommen sie auch von der Türkei? Wer sind diese Leute? Wohnen diese auch in eigenen Wohnblöcken? Mich hat dieser Diskurs an *Norbert Elias/John I. Scotson „Etablierte und Außenseiter“* (2002, erstmals 1965) erinnert. In *Winston Parva* gibt es die Etablierten, die Alteingesessenen. In diesem Fall sind diese auch noch katholisch, wo Nächstenhilfe und caritative Hilfe dazugehört. Aber es ist ihnen nicht möglich dazu zu gehören. Deshalb kommen auch die ganzen Zuschreibungen, dass sie unordentlich, schmutzig und *Hartz IV* EmpfängerInnen wären. Die Interpretation, dass die Erfolgreichen zu den Erfolgreichen und die Armen zu den Armen kämen, ist eine recht komische Logik, denn normalerweise gehen die Armen dorthin, wo sie gute Chancen haben. Warum gehen dann MigrantInnen in eine Region, die tausend Arbeitsplätze verliert? In der Gemeinde Eisenerz in der Steiermark ist das ähnlich. Es klingt irgendwie absurd, wohin zu gehen, wo reihenweise die Fabriken schließen. Es ist irgendwie naheliegend nach Wien, Graz oder Linz zu gehen, aber warum geht man nach Heidenreichstein?

Brandstetter: Defacto war es ein Bündel an Motiven aus Push- und Pull-Faktoren, wie man sie kennt. Mit der sehr verführerischen Interpretationsfigur *Winston Parva* hat es insofern nichts zu tun, weil es um sehr kleine Zahlen an Menschen geht, um 15 Zuzügen und 34 Wegzügen (2002). Bei den 34 Zuzügen in 2008 waren die Hälfte türkische StaatsbürgerInnen und die andere Binnenmigration innerhalb Österreichs. Es gab diese Zuschreibung, dass man von Armen überrollt wird, was aber empirisch kein Substrat hat. Wir sprechen nicht von Massen und Heerscharren, sondern von einer kleinen Minderheit, die diesen Eindruck erweckte und im Alltagsdiskurs zu so einer großen Denkfigur gemacht wurde und zu einer so großen Betroffenheit führte. In Anbetracht der Tatsache, dass man so eine wirtschaftlich verlassene und in Stich gelassene Gegend ist, geht es ja nicht um dieses Riesenphänomen. Also es geht nicht um diese paar Leute, sondern man fühlt sich in einer Krisenregion. Das ist ein klassisches Phänomen eines Raumbildes, eine *Substanzialisierung von Raum* wie es *Bourdieu (1987)* zum Ausdruck bringt. Interessant war auch, dass nicht

die türkische Community, die mit 240 Personen (2009) türkischer Staatsbürgerschaft in Heidenreichstein relativ stark ist, das Problem darstellten. Der allgemeine Duktus auch der HonoratorInnen lautete, dass diese gut integriert und auch mit Arbeitsplätzen gut versorgt seien. Viele der türkischen Familien arbeiten bei GEA oder bei *Sonnentor*. Die Familien, die über die Jahre nach Heidenreichstein zogen, hatten z.B. von der Großmutter ein Haus geerbt, die Tante hat dort eine alte Mühle hinterlassen, dann die Geschichte mit der Leibrente, der Traum des Eigenheims als Billigwohnraum. Dort kann ich mir ein Haus leisten, obwohl es vorerst nur zwei Zimmer sind, wo ich mit meinen fünf Kindern hinziehen kann. Auch das gab es. Das ist immerhin ein Eigenheim und keine Gemeindewohnung im 8. Stock. Natürlich gab es auch sgn. *Jugendamtsflüchtlinge*, Familien die schon über viele Bezirke gewandert sind und irgendwann einmal in Heidenreichstein landeten. Die gab es auch, aber das waren Einzelfälle.

Höllinger: Waren diese Zuzügler in der Wahrnehmung nicht auch ein bisschen alternativ? Das sind ja keine Wirtschaftsflüchtlinge, sondern Leute die mit wenig Geld über die Runden kommen. Diese werden ja auch häufig problematisch wahrgenommen und Gegenstand des örtlichen Spotts und der Verachtung, weil sie anders sind als wir.

Brandstetter: Die Denkfiguren lauteten „*Nomadenfamilie*“, „*Aussteigerfamilie*“, „*Zigeunerfamilie*“, als das wurden sie zum Teil gerahmt. Im Alltagsdiskurs avancierten Befüchtungen wie „*wir werden überrollt von ihnen*“, „*sie werden immer mehr und uns gehen die Ressourcen aus*“. Wir haben uns absichtlich nicht auf das Vorgehen einer Substanialisierung konzentriert, nachdem wir sowieso keine Sozialstrukturanalyse machen konnten. Sondern wir schauten uns an, wie hier der Diskurs stattfindet. Wir dachten zu Beginn auch, es sei ein *Winston Prava-Rahmen*. Aber das stimmt nicht, dass die Etablierten dadurch zu Geltung und sozialen Stauts kommen, weil sie die anderen anwerten. Das war für Heidenreichstein so nicht zutreffend. Hier war die Betroffenheit der HonoratorInnen viel zu hoch.

Oedl-Wieser: Sie brachten das Beispiel mit dem Workshop, wo eine Mutter nicht in die Gruppe mit der Schuldirektorin gehen wollte. War das eine ortsansässige oder zugezogene Frau? Kann man das nicht auch als eine Art der Selbstexklusion bezeichnen, dass von ihr einfach auch die Bereitschaft nicht besteht, in diese Gruppe hineinzugehen? Betreibt diese Abgeschlossenheit nur die ortsansässige Bevölkerung oder auch die Zugezogenen, ob das ein beidseitiger Prozess ist?

Brandstetter: HeidenreichsteinerIn zu sein, seit Generationen hier ansässig zu sein, zu einer etablierten Familie zu gehören, war schon ein Statusmerkmal.

Oedl-Wieser: Diese Erfahrung machen wir doch alle. Das ist für mich jetzt von der Argumentation her, nicht mehr so schlüssig, weil die Generationenfolgen auch in den ländlichen Regionen immer kürzer werden. Das auf das hin nur zu beziehen, dass Ortsansässige eigentlich nur jene sind, die seit Generationen dort sind, weiß ich nicht, ob das so ist.

Brandstetter: Das war auch nicht mein Argument. Ortsansässigkeit war ein Statusmerkmal, aber nicht das zentrale Statusmerkmal. Das ist jetzt auch nicht verantwortlich dafür, dass sich diese Zugezogene nicht in diesen Workshop getraut hat. Man könnte das natürlich auch unter moralischen oder psychologischen Kategorien sehen und unter einer entsprechenden Theorie betrachten und sagen „selber schuld!“

Oedl-Wieser: Nein, nicht „selber schuld“ sondern als eine bewusste Entscheidung, dass ich da nicht hinein gehe. Von ihrer Warte aus ist es für sie nicht angenehm hier hinein zu gehen. Aber das ist jetzt nicht die Schuld von der Person, die der Volksschule vorsteht.

Brandstetter: Natürlich, ich kann Ihnen als Proto-Narration wiedergeben: Frage an eine Familie mit drei Kindern: „*Was macht ihr, wenn ihr in der Nacht ein krankes Kind habt, das hohes Fieber hat und der nächste Kinderarzt oder Spital ist 30 km weit weg?*“ Es gab nur ein Auto, und der Mann arbeitet in der Nachtschicht. Antwort: „*Ja, zum Nachbarn gehen. Du kriegst von einem Heidenreichsteiner alles, aber du wirst selber nie ein Heidenreichsteiner werden.*“ So wurde das gerahmt. Die HeidenreichsteinerInnen konnten mit dieser

Interpretation auch etwas anfangen. Sie zeigten sich betroffen und meinten, dass dies durchaus möglich sein kann.

Oedl-Wieser: Aber was macht das für die Zuzügler aus, ein Heidenreichsteiner zu sein? Das funktioniert ja nicht in dieser kurzen Zeit. Ich lebe auch schon zehn Jahre in einer Ortschaft in der Nähe von Wien und weiß, dass ich nur teilweise integriert bin. Das hängt aber auch mit unseren Lebensumständen zusammen und ich gebe auch nicht von vorne herein den anderen die Schuld dafür. Für mich ist es nicht so erstrebenswert, da vollständig dazu zu gehören oder ein Makel.

Brandstetter: Bei diesen Familien gab es ein geäußertes Bedürfnis, mehr dabei sein zu können, aber dieses nicht wissen wie. Es gibt natürlich dieses mikro- und mesosoziale Phänomen, von dem sie sprechen. In dem Zusammenhang ging es uns weniger um konkrete Integrationsfragen als wie um die Darstellung dessen, wie über soziale Probleme und Armut geredet wird und wo könnten hier Schließungen verlaufen, die man eventuell durch erste Maßnahmen und Schritte öffnen kann.

Amann: Ich habe nur eine kurze Bemerkung zur Diskussion. Wenn man das Konzept der Sprechpraxis ernst nimmt, bedeutet diese Äußerung dieser Dame nichts anderes als dass bereits eine Praxis etabliert wurde, der einiges voraus gegangen ist, das wir möglicherweise nicht kennen aus den Äußerungen und deshalb die Fragen „wer ist schuld?“, „wer trägt die Verantwortung?“ oder „wer ist moralisch dafür zuständig?“ überhaupt keine Rolle spielen. Diese Äußerung zeigt nur, wenn wir in diesem Konzept von Bourdieu bleiben, dass dem bereits eine etablierte Praxis entspricht, die Welt so zu interpretieren und mit ihr umzugehen. Mehr bedeutet das nicht.

Strutzmann: Der *Fonds Gesundes Österreich (FGÖ)* hat ja diese Studie mitfinanziert. Wie weit war das Thema Gesundheit, ganz am Anfang wurde ja die Kariesproblematik der Zähne angesprochen, die von außen hinein getragen wurde, hier auch Thema? Und wenn es ein Thema war, welche Ergebnisse gab es dann am Ende? Sie haben dann den HonoratorInnen erklärt, wie die Situation ist. Haben Sie dann ein Jahr dannach noch einmal hingeschaut, ob sich etwas verändert hat? Wissen Sie wie viele Arbeitsplätze die *Käsemacher* jetzt dort geschaffen haben?

Brandstetter: *Käsemacher* hat insgesamt an die 100 Arbeitsplätze geschaffen. Ob die alle Heidenreichstein betreffen, kann ich nicht sagen. *Käsemacher* ist eine Leasing-Firma, deren Tochterfirma ihren Sitz in Graz hat. Eigentlich wird sie von einer Leasing-Firma von London aus betrieben. Das ist ein relativ komplexes Konstrukt. Das Gesundheitsförderkonzept der *World Health Organization (WHO)* ist so zu verstehen, dass Menschen ein selbstbestimmtes Leben führen. Das war der Duktus, den wir auferlegt bekamen. Armut heißt, wenn ich mich nicht in Selbstsorge, mündig in eine Gemeinschaft einbringen kann, dann ist das ein gesundheitsrelevantes Problem, welches sozialen Stress verursacht. Unter diesem Blickwinkel erging der Auftrag. Die Sozialarbeiterin, die an der Gemeinde angestellt war und die sich später mit diesen unspezifischen Maßnahmen beschäftigen musste und das auch tat, wurde vom FGÖ für die Dauer von zwei Jahren finanziert. Wir waren nach der Bedarfsanalyse dazu abgestellt, die Arbeit dieser Sozialarbeiterin zu begleiten und zu evaluieren.

Chevron: Als Sozialanthropologin habe ich einen etwas anderen Blick auf dieses Phänomen. Als Sie von ethnografischer Arbeitsweise gesprochen haben, fand ich die Methoden, die Sie aufzählen sehr interessant. Ich weiß nicht, wie lange Sie dort waren und ob Sie eine teilnehmende Beobachtung gemacht haben. Mir erscheint für ein mögliches Folgeprojekt sehr zentral zu erfragen, was die Motive der Zuwanderer sind. Wie Sie erwähnt haben, sind es anscheinend private Motive. Die Frage ist, ob diese privaten Motive nur private Motive sind, oder ob es nicht auch andere Motive gibt, die diese überlagern, bzw. werden private Motive aufgegeben und darunter gibt es eine Reihe von anderen Motiven. Gibt es auch Netzwerke und spielen diese Netzwerke, wie in der Migrationsforschung bekannt, meistens eine Rolle? Ist das in Heidenreichstein auch der Fall? Ist dies ein Beispiel für die Entwicklungen in anderen

Gemeinden in Österreich oder ist diese Situation in Heidenreichstein einmalig? Dieses Phänomen könnte man natürlich auch in anderen Gemeinden unter diesem Aspekt betrachten und untersuchen.

Brandstetter: Wir sind ein sozialarbeitspezifisches Forschungsinstitut und keine ethnografische Forschungseinrichtung. Aufgrund des sehr kleinen Samples von fünf Familien mit 20 Personen, wobei da auch Kinder und Jugendliche dabei waren, gelang es uns nicht eine Typologie der Motive zu erstellen. Zum anderen wollten wir das auch definitiv nicht, weil aufgrund der Tatsache, dass es sowieso keine Sozialstrukturanalyse geben konnte. Es handelte sich dabei um keine einheitliche soziale Gruppe, mit Ausnahme vielleicht vom sozialen Alter, d.h. wie lange sie schon gibt, waren für uns keine Gemeinsamkeiten erkennbar. Sie ähnelten sich in keinem Merkmal mit Ausnahme ihres sozialen Alters ihres Dort-Seins. Auch die Motive waren zu heterogen, um sie bündeln zu können. In Hinblick auf die Netzwerkverbindungen ist zu sagen, dass Armut Armut anzieht. Möglicherweise waren die untereinander verlinkt, hörten die voneinander, dass es da einen billigen Wohnraum gibt. Das konnten wir nicht feststellen. Die Familien waren vor ihrem Zuzug nach Heidenreichstein nicht miteinander verbunden. Einen wirklichen Einblick bekäme man, wenn wir hier eine Vollerhebung machen würde. Was wir festgestellt haben ist, dass diese Denkfigur der „Nomadenfamilien, die uns übervölkern“ im Oberen Waldviertel relevant ist, nicht nur in Heidenreichstein. Das ist uns in regionalen Arbeitskreisen in Gmünd begegnet und in einem komplett anderen Zusammenhang in Schrems und auch in Horn. Diese Denkfigur der völlig verwahrlosten Jungfamilien ist dort omnipräsent. Ein interessantes Beispiel für historische Grundlagenforschung, die ohne Ethografie nicht zustande kommen könnte, wäre das Phänomen der Fahrenden, der *Jenischen*. Ein schönes *Community Study* Beispiel gibt es für Loosdorf, wo eine ganze Katastralgemeinde mit 300 Personen als Nachbarn dieser *Jenischen* gelten, die auch in die Armut gezwungene MigrantInnen waren. Es ist unklar, warum sie sich genau in Loosdorf ansiedelten und dort „sesshaft“ geworden sind. Ich glaube, dass so eine Studie oder Design, wie Sie sie hier anregen, eine historische Komponente bräuchte, um das schlüssig machen zu können. Sonst sitzt man sofort dieser Gefahr auf, dass man dieser Gruppe als quasi Natur gegeben und gewachsen rahmt, was sie nicht ist.

Höllinger: Kann man das irgendwie verallgemeinern? Mir ist immer noch nicht ganz klar, um welche Leute es sich handelt. Mich hat das an bestimmte Regionen in der Steiermark erinnert. Zum Teil sind das recht schöne, etwas abgelegene ländliche Regionen, wo Personen, die in der Stadt nicht besonders erfolgreich sind und auch so einen halbalternativen Lebensstil leben wollen. Aus der Sicht der einheimischen Bevölkerung leben diese halbprekär. Sie haben irgendwelche einfachen Häuser, die sie irgendwie so halb und halb restaurieren. Es wäre auch eine Frage, was diese Leute arbeiten. Zum Teil sind sie so eine Art Kunsthandwerker. Von der lokalen Bevölkerung werden sie zum Teil mit Distanz begegnet, weil sie irgendwie anders sind. Zum Teil versuchen sie es auch und würden gerne dazu gehören mit einer gewissen ländlichen Sozialromantik. Sie würden gerne richtige Landbewohner sein, aber von ihrem Lebensstil sind sie eigentlich nicht wie diese Landbevölkerung. Das gilt natürlich in unterschiedlichen Graden. Dieses Phänomen gibt es auch im Mühlviertel. Dies ist ganz typisch für Regionen, die als solche gelten, wo noch das „echte“ Landleben ist. Da ist es schön und da kann man natürlich auch billig leben. Ich habe das von Anfang an nicht kapiert, was das ist. Sind das wirklich die *Hartz IV Flüchtlinge*, die serienweise in einer Kettenmigration dorthin kommen?

Brandstetter: Man findet Kategorisierung zu Hauf. Kategorisierungen bilden sich vom Doppeldoktor, der sein zweite Dissertation schreibt und in der Gemeinde irgendwie mitarbeitet, vom Waldpädagogen, von der alleinerziehenden Mutter mit sieben Kindern bis hin zur als psychiatrisch als auffällig geltenden, ehemals Ost-Deutschen. Wie kategorisiert man Menschen?

Höllinger: Ich weiß es nicht. Für mich passen sie in dieses Bild der Stadt-Land-Flüchtlinge hinein.

Brandstetter: Wenn es um die Inklusion und Integration geht, ist es eine spannende Aufgabe, diese Kategorisierungen aufzubrechen, auch aus analytischer, forschersicher Sicht.

Chevron: Zur Frage der Kategorisierung ist etwas sehr Banales, Einfaches aber auch sehr Wichtiges anzumerken: „dort können die Menschen leben“. Die Ethnografie ist der Zugang zu den Beweggründen. Das ist vielleicht einfacher als man glaubt.



Im zweiten Beitrag der Sitzung präsentierte **Katharina Thünauer** vom Institut für Soziologie der Universität Graz Ergebnisse ihrer Diplomarbeit zum weinbäuerlichen Milieu der Südsteiermark mit dem Titel *Von der Beständigkeit im Wandel - Kontinuitäten und Umbrüche im weinbäuerlichen Geschlechterarrangement*. Die Erhebungen in der südsteirischen Weinbranche wurden in den Jahren 2007 und 2008 durchgeführt. Zum einen wurden dabei sehr stark auf die Veränderungen in der südsteirischen Weinbranche innerhalb der letzten Jahrzehnte eingegangen, zum anderen wurden die Auswirkungen auf die Lebensbedingungen der einzelnen AkteurInnen, insbesondere auf das weinbäuerliche Geschlechterarrangement hin untersucht mit der Frage, welche Auswirkungen diese Veränderungen in der Branche auf diese wechselseitige Bezogenheit von Frauen und Männern gehabt haben. *Thünauer* ist selber als Tochter von Nebenerwerbsweinbauern in der Südsteiermark aufgewachsen. Sie hat dadurch von klein auf schon sehr viel von der Branche mitbekommen und miterlebt, wie sich die weinbäuerliche Branche in der Südsteiermark entwickelt hat von einem zunächst eher randständigen, zu einem touristisch ausgebauten Gebiet. Dieser Prozess ging Hand in Hand mit den weinwirtschaftlichen Entwicklungen. Die Südsteiermark hat sich in diesem Zeitraum insgesamt auch weinwirtschaftlich gesehen sehr entwickelt. In diesem Zusammenhang war es für die Arbeit von Interesse herauszufinden, welche Auswirkungen dies auf die Selbstverständlichkeit der einzelnen Weinbauern und Weinbäuerinnen gehabt hat. *Thünauer* war immer wieder als Repräsentantin des Betriebes ihrer weinbäuerlichen Eltern unterwegs, bei u.a. Weinverkostungen und sonstigen Veranstaltungen. Dabei wurde deutlich, dass die Stellung der Frau im Weinbau eine sehr eigene ist. Insbesondere in fachlichen Diskussionen ist sehr schnell die Frage aufgetreten: „Wo ist eigentlich der „Fachmann“? *Thünauer* wusste, dass die meisten Frauen, die im Betrieb mitarbeiten, weinfachlich sehr gut Bescheid wissen, und sich laufend fortbilden, auch wenn sie nicht die hauptverantwortlichen Weinproduzentinnen sind. In der Allgemeinheit haben sie sehr viel mehr Ahnung als man ihnen anscheinend zutrauen würde. Weiters geht man ganz selbstverständlich davon aus, dass wenn da eine Frau steht, diese nicht die Weinproduzentin, sondern das eher der Mann sein wird. Ziel der Studie war, über die Bedingungen unter denen diese Frauen arbeiten und leben mehr herauszufinden, einerseits von Frauen, die am Betrieb mitarbeiten, andererseits aber auch von jenen, die eigenverantwortlich einen Betrieb leiten. *Thünauer* wusste, dass es solche gibt, war aber dann überrascht, dass es nur sehr wenige sind.

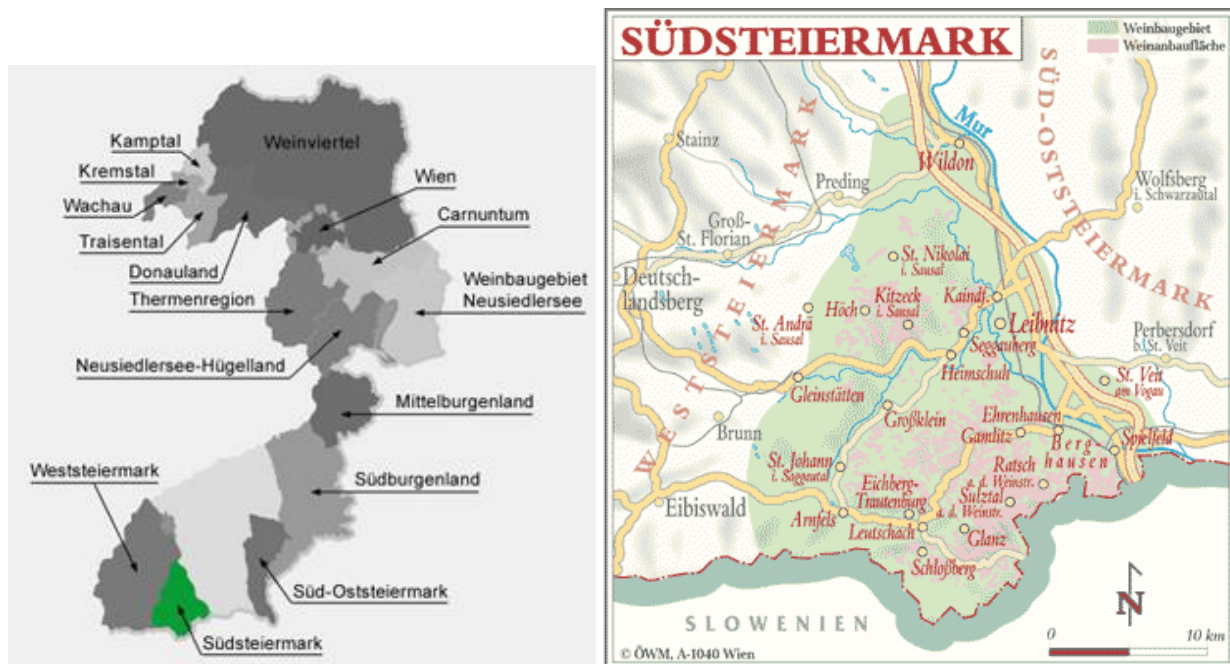


Einleitung

Die Steiermark selbst liefert rund 5% der österreichischen Weinproduktion. Das ist ein sehr geringer Anteil bei einer anteilmäßigen Fläche von 7% (*Sandgruber et al. 2002*). Allerdings haben sich zwischen 1970 und 2005 die Weingartenflächen in der Steiermark mehr als verdoppelt (*Landwirtschaftskammer Steiermark 2007*). Hierbei ist ein Trend zu großen Betriebsgrößen zu vermerken. Der Weinbau ist grundsätzlich eine verhältnismäßig kleinstrukturierte Landwirtschaftsform. Aber in der Steiermark ist mittlerweile bemerkbar, dass immer weniger Betriebe immer größere Flächen bewirtschaften. Das ist auch

eine typische Entwicklung, die man beobachten kann. Sehr charakteristisch für den südsteirischen Weinbau, was natürlich auch Auswirkungen auf den Arbeitsprozess hat, ist, dass die Flächen in einer extremen Hangneigung sind. Daher muss sich der Weinbau mehr auf Klasse statt Masse konzentrieren, d.h. auf die Erzeugung von weniger, dafür aber qualitativvoller Weinen. Maschinell ist nicht sehr viel möglich, im Weingarten ist nach wie vor ein großer Teil als manuelle Arbeit zu bewerkstelligen. Sehr charakteristisch ist es auch, dass die Direktvermarktung in der Südsteiermark eine sehr große Rolle spielt. 80% wird von den Erzeugern direkt ab Hof vermarktet. Eine große Bedeutung kommt hier auch den „Buschenschänken“ zu. Momentan gibt es in der Steiermark um die 800 Buschenschänken. Der Tourismus und der Weinverkauf haben sich somit als eine sehr gelungene Kombination erwiesen, wobei in der Steiermark eher die Rede von einem „sanften“ Tourismus ist. Durch die Kleinstrukturiertheit ist das Gebiet für Massentourismus nicht geeignet.

Weinbaugebiete Österreichs



Die Erhebungsarbeiten begannen in den Gemeinden St. Johann im Saggautal und Arnfels. Entlang der Weinstraße hat man sich dann über Leutschach, Gamlitz, Ratsch nach Ehrenhausen im Schneeballprinzip von einer Interviewpartnerin zur nächsten fortbewegt.

Wie hat sich der Wandel in der südsteirischen Weinbranche ereignet? In den 1970/1980er Jahren haben sich sehr viele Betriebe, die früher Mischbetriebe waren, auf die Weinproduktion spezialisiert, was häufig einherging mit einer Umstellung von Haupterwerb auf Nebenerwerb. Wo früher eine Person noch außerlandwirtschaftlich tätig war, ist es dann notwendig geworden, dass Mann und Frau zu Hause bleiben und auch die Eltern in vielen Fällen noch am Betrieb mitarbeiten. Relativ zeitgleich haben sich in den 1970/1980er Jahren auch neue Zuständigkeitsbereiche ergeben: die drei großen „B“: die *Bewirtung* in den Buschenschänken, die *Beherbergung*, sehr viele haben in die Zimmervermietung investiert und dadurch ist natürlich auch die *Bewerbung* notwendig geworden. Wegen der wachsenden ökonomischen Bedeutung wurde auch fachlich investiert. Die Weinfachschulen erfuhren in dieser Zeit einen enormen Zulauf, zunächst waren es hauptsächlich Männer, in weiterer Folge aber auch Frauen. Im Jahr 1981 ist die erste Frau in der *Weinfachschule Silberberg* verzeichnet. Von dort weg gab es einen ständigen Anstieg. Seit den 1980er Jahren sind zwischen 15-30% der AbsolventInnen Frauen. Interessant in Bezug auf die Arbeitsteilung sind auch die statusbezogenen Entwicklungen im Weinbau. Bei den ExpertInneninterviews

wurde nachgefragt, wie es früher war. Dabei zeigte sich ein interessantes soziokulturelles Phänomen. Historisch gesehen waren die früheren Winzer eigentlich sgn. „Weinzerl“-Familien, die Weintrauben oder den Wein an ihre Dienstherrn abliefern mussten. Das waren eigentlich Unfreie, mehr oder minder Leibeigene. Die Dienstherrn waren Adel, Kirche, teilweise auch Großbauern. Mit der Einführung der Sozialversicherung in der Landwirtschaft sind breite Bevölkerungsschichten aus der Landwirtschaft abgewandert. Die Facharbeit im Weingarten hat sich dann wieder auf die eigentlichen Besitzer zurückverlagert. Zu dieser Zeit waren es das meistens die Großbauern. In der Statusaufwertung hat sich das so entwickelt, dass die heutigen Weingutsbesitzer teilweise „Starwinzer“ sind, und wiederum die eigentliche Weingarten- und Weinkellereiarbeit an Hilfskräfte delegieren und sich selbst in den Vermarktungs- und Organisationsbereich zurückziehen. Man könnte meinen, der frühere „Weinzerl“ kehrt im neuen Gewand des Angestelltenverhältnisses wieder zurück an den Betrieb. Der Winzer selber genießt ein sehr hohes Ansehen. Das wurde auch in den Interviews bestätigt. Dazu kurz folgendes Zitat von einer Weinbäuerin:

„Der Weinbau ist momentan trendy, das war früher nicht so! Das ist eine Trendsache, weil rückblickend war der Weinbauer jemand, der harte und schwere Arbeit hat, ein Landarbeiter. Weinbau ist einer der wenigen Bereiche, wo man mit einer relativ leichten Ausbildung einen hohen Bekanntheitsgrad und Persönlichkeitswert erzielen kann. Da spielt natürlich der Zeitgeist auch mit. Wein ist heute ein ganz anderes Thema als noch vor 30 Jahren, und die Darstellung der eigenen Persönlichkeit spielt dabei eine entscheidende Rolle.“

Es wurde auch ein Interview mit einem Weingutsbesitzer eines 30 Hektar großen Betriebes geführt, der im folgenden Zitat veranschaulicht, wie wichtig es ist, die eigene Person einzubringen. Von der Erzeugung des Weins bis über die Vermarktung hinweg bleibt das Produkt Wein in der Hand des Erzeugers. Dabei ist es sehr bedeutsam, dass der Erzeuger sehr gut in Erscheinung tritt:

„Wir arbeiten im Imagebereich im hohen Qualitätssegment, und Wein ist eines der sensibelsten Produkte, da geht es auch um Persönlichkeit, da geht es um Kontinuität, da geht es um Tradition, um Historie, und da gehört nun einmal die eigene Person ganz wesentlich dazu. So, dass sich die Person nicht einbringt, das funktioniert im Weinbau nur ganz selten, und wenn, dann nur über kurze Strecken. Jeder Wein braucht eine Persönlichkeit, die hinter dem Wein steht, sonst funktioniert der Markt nicht.“

Wenn man sich die Erfolgsgeschichte des steirischen Weinbaus anschaut, dann könnte man beinahe vergessen, dass hinter den Kulissen der Familienbetriebe eigentlich sehr vieles doch noch beim Alten geblieben ist. Beim weinbäuerlichen Erbe werden nach wie vor die Söhne bevorzugt. Es gibt ganz wenige Ausnahmen, wo es Töchtern gelungen ist, einen Betrieb zu übernehmen. Bei Vereinstätigkeiten und weinbaulichen Fachdiskursen sind die Frauen stark unterrepräsentiert. Trotz der Zunahme an qualifizierten Frauen (vgl. bis zu 30% Absolventinnen an der Weinfachschule Silberberg) sind die Zuständigkeitsbereiche in den Betrieben nach wie vor geschlechtsspezifisch zugeteilt. Es ist nicht gelungen, einen einzigen Betrieb zu finden, wo Mann und Frau am Betrieb gearbeitet haben und wo die Zuständigkeitsbereiche umgekehrt gewesen wären, d.h. wo die Frau die Weinproduktion gehabt hätte und der Mann den Buschenschank.

Es wurde begonnen die Frage zu stellen, woran das liegt. Dazu wurde zunächst eine Internet-Recherche darüber durchgeführt, in welchem Zusammenhang Männer und Frauen jeweils mit Wein in Erscheinung treten. Es zeigte sich dabei eine sehr *zweigeteilte Weinwelt*. Frauen stehen eher im Zusammenhang von Wein und Erotik, während Männer als „Fachmänner“ im Weinkeller fachsimpelnd in Erscheinung treten.

Wein, **Weib** und Gesang?

... **(female) sex sells** ...



Fachmänner



... aber bitte **„schön“ nüchtern**

Schließlich ist dann aber doch gelungen, im Web weinfachliche Frauen in den *Weinfrauenvereinigungen* zu finden. Die Vereinigung *FemiVin* ist eine ehemalige südsteirische Frauenvereinigung, die es mittlerweile nicht mehr gibt. Eine dieser Frauen wurde interviewt und nach dem Grund für die Gründung dieser Vereinigung befragt. Diese meinte, dass es eigentlich nicht so sehr Ziel war, die Stellung der Frau im Weinbau zu stärken, sondern eher darum ging, den Wein gut zu vermarkten. Man habe gemerkt, dass Frauen mediales Interesse auf sich zögen. Wenn Frauen so etwas machten, dann sei es noch interessanter. Dies verdeutlicht auch folgendes Statement, das sich dazu im Internet fand: *„Feminin, aber nicht feministisch – keine Konkurrenz zu den Männern!“* Es schwingt eine gewisse Angst mit, sich möglicherweise unbeliebt zu machen, wenn man zu vehement, und womöglich in Konkurrenz zu den Männern, auftritt.



FemiVin: feminin, aber nicht feministisch!

Die Weinfrauenvereinigung *Vinissima* in Deutschland gibt es nach wie vor. Diese Vereinigung wurde u.a. gegründet, um sich bei Widerständen gegenseitig zu unterstützen und untereinander zu kooperieren. Hier ist der Anspruch gegeben, die Position der Frau im Weinbau zu stärken.



Vinissima: gegenseitige Unterstützung bei Widerständen und Kooperation!

Das *Forschungsinteresse* lag darin, die Auswirkungen des Wandels im südsteirischen Weinbau auf die einzelnen Akteure, einerseits die *Weinbauern und Weinbäuerinnen in den Familienbetrieben*, hierbei insbesondere die wechselseitige Bezogenheit aufeinander im Geschlechterarrangement; die berufliche Identität und die Anerkennungschancen, die sie nach außen hin haben, zu untersuchen. Weiter war es wichtig *weibliche Weinproduzentinnen* zu finden, welche ihre Weinbaubetriebe als Betriebsführerinnen in Eigenverantwortung leiten, um zu sehen, inwieweit sie in der in einer männlich dominierten Branche Akzeptanz finden, wie es um deren berufliche Identität ausschaut, und welche Anerkennungschancen sie haben.

Bei der Auswahl des *Untersuchungssamples* wurde folgendermaßen vorgegangen: Zum einen wurden *fünf ExpertInnen* der südsteirischen Weinbranche (Fachpersonal und Entscheidungsträger) befragt. Das waren Fachlehrer der Weinfachschule Silberberg, eine Organisatorin der Fortbildungskurse des LFI (Ländliches Fortbildungsinstitut der Landwirtschaftskammer) Steiermark (mittlerweile gibt es speziell für die Frauen viele Fortbildungskurse auch für den Buschenschankbetrieb), eine über 80-jährige, mittlerweile verstorbene Weinbäuerin, um Informationen über die traditionelle Arbeitsteilung im Weinbau zu bekommen, sowie der Landesweinbaudirektor, um sich aus dessen Sicht die Stellung der Frau, die Arbeitsteilung im Weinbau und die Entwicklung der Branche im Allgemeinen schildern zu lassen. Zudem wurde mit *drei betriebsleitenden Paaren* von Familienbetrieben gesprochen. Diese wurden getrennt voneinander befragt, um unterschiedliche Standpunkte herauszuarbeiten. Es wurde dabei grundsätzlich kein Anspruch auf Repräsentativität gelegt. Wichtig war, inhaltlich eine möglichst große Reichhaltigkeit abzubilden. Es zeigte sich, dass der Faktor Betriebsgröße in Hinblick auf die Arbeitsorganisation am Betrieb eine sehr große Rolle spielt. Daher wurde entschieden, drei unterschiedlich große Betriebe auszuwählen. In Absprache mit den ExpertInnen wurde die Größe des Kleinbetriebs mit bis zu 5 Hektar festgelegt. Zwischen 5 und 15 Hektar war der mittelgroße Betrieb, ab 15 Hektar kann man laut Expertenurteil im Weinbau bereits von einem großen Betrieb sprechen. Befragt wurden weiter drei aktuell betriebsleitende Weinbäuerinnen, wobei die dritte erst in der angrenzenden Weinbauregion Südoststeiermark gefunden werden konnte. Weil das verhältnismäßig sehr wenige waren, hat man sich entscheiden, auch noch drei zukünftigen Betriebsleiterinnen von Weinbaubetrieben über ihre Erfahrungen mit der Weinbranche zu interviewen. Insgesamt waren das 17 narrative Leitfadenterviews mit einer durchschnittlichen Dauer von jeweils zwei bis drei Stunden.

Tabelle 5: Struktur des Untersuchungssamples – Sozioökonomische Eckdaten

Person	Geb.jahr	Fam. Stand	Int. AK	Ext. AK	Betr. Gr.	Erwerbskomb.	Ausbildung
Selbst. 1	1946	Gesch.	1	1	3 ha	DV	Pädak
Selbst. 2	1950	Gesch.	1-3	-	6 ha	DV, Buschenschank	Pflichtschule
Selbst. 3	1947	Ledig	1	-	4 ha	DV	Wein- u. Kellermeisterin
Z.Selbst.1	1985	Ledig	4-5	2 TZ	10 ha	DV, ZV, Buschenschank	Wein- u. Kellermeisterin
Z.Selbst.2	1985	Ledig	3	-	6 ha	DV, ZV	Wein- u. Kellermeisterin
Z.Selbst.3	1986	LG	3-5	2 TZ	15 ha	DV, ZV	Wein- u. Kellermeisterin

Bei der Struktur des Untersuchungssamples sieht man, dass die selbstständigen Weinbäuerinnen (Selbst. 1-3) mittlerweile alle zwischen 60 und 70 Jahre alt sind. Zwei davon waren einmal verheiratet, sind aber mittlerweile geschieden (Gesch.), die dritte hat den Betrieb seit jeher alleine geführt. Diese drei sind im Verhältnis eher kleine Betriebe, in einem Fall ist auch ein Buschenschank dabei. Bei den zukünftig Selbstständigen (Z.Selbst 1-3) sind alle zwischen 20 und 30 Jahre alt. Zwei von dreien waren zum Zeitpunkt der Interviews noch ledig und lebten in keiner Beziehung, eine lebte in einer Lebensgemeinschaft (LG). Diese Betriebe sind eher mittelgroß bis groß. Je größer ein Betrieb ist, desto wichtiger werden einerseits interne Arbeitskräfte (Int. AK), was in allen diesen drei Fällen die Eltern oder Geschwister waren. Zusätzlich gab es auch externe Arbeitskräfte (Ext. AK) für Aufgaben im Weingarten, im Buschenschank oder bei der Zimmervermietung (ZV), die zumindest Teilzeit (TZ) angestellt waren. Alle Betriebe hatten Direktvermarktung (DV). Auffällig ist auch, dass alle drei Wein- und Kellermeisterinnen sind, d.h. diese haben nach der Fachschule noch einen zusätzlichen Meisterkurs absolviert.

Tabelle 6: Betriebsleiterpaare

Person	Geb.jahr	Fam. Stand	Int. AK	Ext. AK	Betr. Gr.	Erwerbskomb.	Ausbildung
Betrieb 1 w	1961	Verh.	2-5	1 TZ	4 ha	DV, ZV, Buschenschank	Lehre
Betrieb 1 m	1959	Verh.	2-5	1 TZ	4 ha	DV, ZV, Buschenschank	Weinfachschule
Betrieb 2 w	1980	Verh.	2-4	3 TZ	10 ha	DV, ZV, Buschenschank	Wein- u. Kellermeisterin
Betrieb 2 m	1974	Verh.	2-4	3 TZ	10 ha	DV, ZV, Buschenschank	Lehre
Betrieb 3 w	1957	In Sch.	4	3 VZ-4 TZ	30 ha	DV	Matura
Betrieb 3 m	1960	In Sch.	4	3 VZ-4 TZ	30 ha	DV	Weinfachschule

Bei den Betriebsleiterpaaren hatte der Kleinbetrieb 4 Hektar mit zwei bis fünf internen Arbeitskräften, sowie Zimmervermietung und Buschenschank. Auch beim mittelgroßen Betrieb mit 10 Hektar gibt es Buschenschank und Zimmervermietung. Hier hatte die Frau als Hoferbin die weinfachliche Ausbildung

absolviert. Der Mann hat von einem weinfremden Bereich eingehiratet. Mit drei Teilzeitkräften sind relativ viele externe Arbeitskräfte angestellt. Der Großbetrieb hatte zur Zeit der Interviews 30 Hektar, mittlerweile sind es bereits 40 Hektar. Beim Interviewzeitpunkt lebte das Paar gerade in Scheidung (In Sch.). Wegen der Größe brauchte der Betrieb bereits drei externe Vollzeit- (VZ) und drei Teilzeitarbeitskräfte, um die Arbeit überhaupt bewältigen zu können.



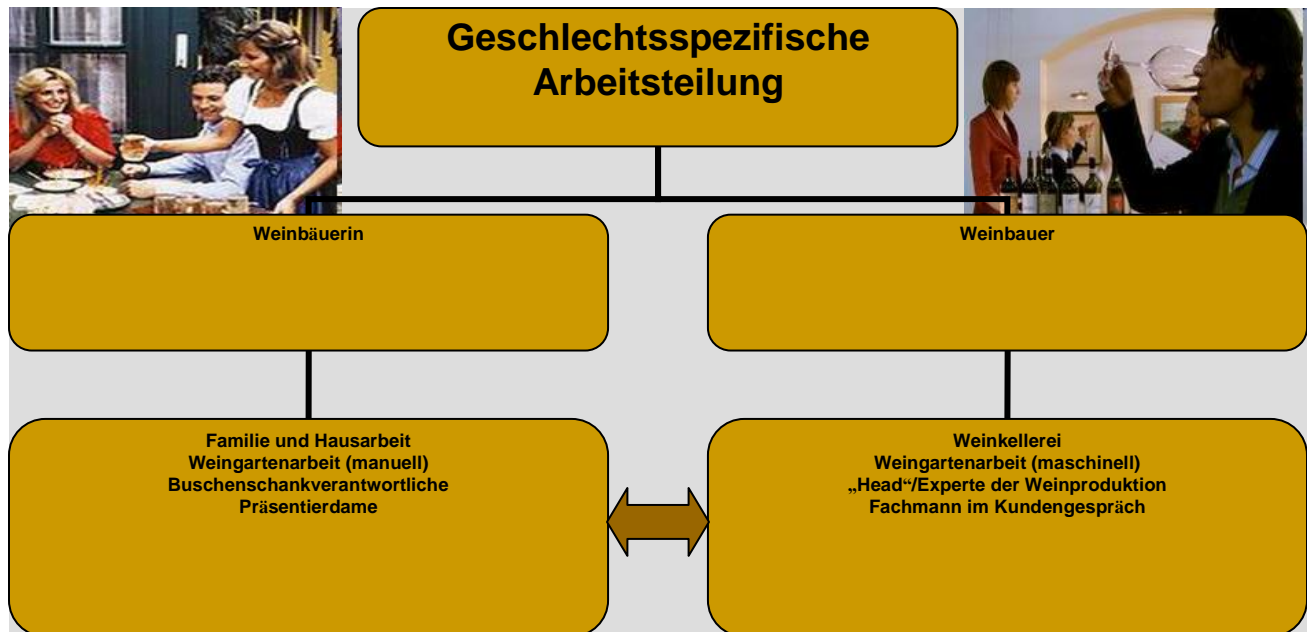
Um die heutige Arbeitsteilung zu verstehen, ist es auch wichtig zu verstehen, wie es früher war. Die traditionelle Arbeitsteilung im Weinbau wurde mit ExpertInnen besprochen. Früher gab es eine weitgehende Zusammenarbeit von Frauen und Männern im Weingarten. Im Grunde hatten beide dieselben Arbeiten zu machen. Dennoch gab es rein der Bezeichnung nach, eine Unterscheidung in „Frauen- und Männerarbeiten“. Die Frauenarbeiten waren die sgn. „leichten“ Arbeiten, die aber langwieriger und monotoner, und die Arbeiten der Männer die körperlich „schweren“ Arbeiten, die im Verhältnis dazu aber kürzerer Arbeitsphasen bedurften. Eine Ausnahme stellten Zeiten des Arbeitskräftemangels dar, so wie Kriegszeiten und Nachkriegszeiten. Bei Abwesenheit der Männer mussten die Frauen sehr wohl auch diese körperlich schweren Arbeiten übernehmen. Dennoch gab es eine Entlohnung nach dem Geschlecht und nicht nach der Tätigkeit. In einem Beispiel aus einer Schrift der Steirischen Landesausstellung 1991 ist die Rede davon, dass die Männer für die Lese mit 60 Groschen belohnt worden sind und die Frauen mit 30 Groschen, d.h. sie bekamen nur die Hälfte.

Im Zuge der Entwicklungen in der Branche hatten sehr viele von Subsistenz- und Mischwirtschaft auf markorientierte Weinproduktion umgestellt. Zeitgleich hatten sich auch sehr viele für neue Anbaumethoden entschieden und den Einsatz von Maschinen, soweit dies aufgrund der steilen Hänge möglich war. Dadurch hat sich ergeben, dass die Frauen immer mehr freigestellt waren von der manuellen Weingartenarbeit. Zudem entstanden neue Zuständigkeitsbereiche, nämlich der Bereich der Direktvermarktung. Die Ab-Hof-Vermarktung ist ein wichtiger Bereich, den meist die Frauen innehaben. Die Männer sind meist im Weingarten unterwegs und die Frauen im innerhäuslichen bzw. Buschenschankbereich anzutreffen. Neue Bereiche, die sich ergeben haben, waren auch die Bereiche Marketing, Erwerbskombinationen im Buschenschank und Zimmervermietung. Die „Frauenarbeit“ am Betrieb steht in großer Abhängigkeit von der Betriebsgröße und der Realisierung von Erwerbskombinationen, wobei das im *Kleinbetrieb* v.a. die manuelle Weingartenarbeit ist, dazu noch der Verkauf und gegebenenfalls Buschenschank und Zimmervermietung. Im *Mittelbetrieb* ist das ähnlich, wobei allerdings bereits die Anstellung externer Arbeitskräfte notwendig wird. Im *Großbetrieb* geht das meistens schon sehr weit weg von der eigentlichen Weingartenarbeit und hinein in die Organisation und den Verkauf, wo sowohl Mann als auch Frau ihre Aufgaben wahrnehmen. Externe Arbeitskräfte werden

einerseits für den Weingarten aber auch für die Weinkellerei angestellt. Buschenschank und Zimmervermietung ist bei Großbetrieben meistens nicht mehr notwendig. Diese Betriebe leben schon ganz gut vom Weinverkauf selbst.

In der folgenden Abbildung wird das weinbäuerliche Geschlechterarrangement für den mittelgroßen Betrieb dargestellt. Die Weinbäuerin ist einerseits im Bereich der Familie und Hausarbeit tätig, dazu in der manuellen Weingartenarbeit. Weiters ist sie die Buschenschankverantwortliche und die Präsentierdame nach außen hin. Der Weinbauer ist eher in der Weinkellerei und der maschinellen Weingartenarbeit tätig. Er gilt als „Experte“ der Weinproduktion und Fachmann im Kundengespräch.

Abbildung: Das weinbäuerliche Geschlechterarrangement. Die wechselseitige Bezugnahme von Weinbauer und Weinbäuerin im mittelgroßen Familienbetrieb



Hier ist es wichtig nochmals zu betonen, dass der prestigeträchtigste Part auf der Seite des Weinbauern und des Weinproduzenten liegt, denn ohne diesen Part sich natürlich auch der Buschenschankbetrieb erübrigt, d.h. wenn der Wein nicht dementsprechend ist, wird es schwer sein, ihn zu verkaufen.

Kontrastierend sollen nun zwei sehr unterschiedliche Fallbeispiele etwas näher vorgestellt werden, einerseits ein kleiner und andererseits ein mittelgroßer Buschenschankbetrieb.

Der *Kleine Buschenschankbetrieb* lässt sich charakterisieren mit „*Erhöhter Wertschätzung auf Kosten von Freizeiteinbußen*“. Der Betrieb wird im Vollerwerb geführt mit 4 ha Weingarten und zwei bis fünf internen Arbeitskräften. Die Schwiegermutter und die beiden Kinder arbeiten viel im Buschenschank mit. Als Erbe ist der Sohn vorgesehen. Dieser war zurzeit des Interviews Anfang 20 und hatte in einem weinbäuerlichen Betrieb gerade seine Praxis absolviert. Das Betriebsleiterpaar war Ende 40. Dies ist ein sehr typischer Betrieb für die Südsteiermark. Als eher kleiner Betrieb hatten sie vor zehn Jahren auf die Weinproduktion umgestellt. Zusätzlich hatten sie einen Buschenschank mit 50 Plätzen und Zimmervermietung mit vier Doppelzimmern aktiviert. Dadurch ist es auch geglückt, von Nebenerwerb auf Haupterwerb umzustellen. Die Frau war zuvor außerlandwirtschaftlich tätig. In diesem Betrieb gibt es eine ganz klare Trennung der Zuständigkeitsbereiche von Mann und Frau. Die Frau ist für den Buschenschank und für den Verkauf verantwortlich, der Mann für die Weinkellerei und die maschinelle Weingartenarbeit. Die Frau selbst identifiziert sich stark über ihren eigenen Arbeitsbereich. Das ist auch etwas, worauf sie sehr stolz ist. Arbeit ist etwas, was einen sehr hohen Stellenwert hat. Es gibt eine massive Kritik an die Familienmitglieder, wenn nicht entsprechend gearbeitet wird, d.h. wenn der Mann

vielleicht zu viel Zeit für Vereine aufwendet oder die Kinder ihre Freizeit wo anders verbringen. Insbesondere während der Hauptsaison gibt es eine sehr hohe Arbeitsauslastung. Die Frau arbeitet im Buschenschank nicht selten bis zu 18 Stunden am Tag. Was sie auch selbst kritisiert ist, dass das Privatleben den Gästen geopfert wird, dass kaum Zeit für Freizeit und für eigene Interessen mehr vorhanden ist. Wichtig ist ihr auch, sich ständig fortzubilden. Es ist ein sehr großer Druck da, mit anderen Betrieben möglicherweise, was den Buschenschankbetrieb angeht, nicht mithalten zu können, was dazu motiviert, ständig Weiterbildungsveranstaltungen zu absolvieren. Das folgende Zitat soll diese hohe Arbeitsbelastung, welcher die Buschenschänkerin ausgesetzt ist, zu veranschaulichen:

„Mein Tag beginnt um fünf Uhr morgens, da geht es los mit Gebäck holen, Frühstück richten. Dann bis die Gäste außer Haus sind ist es meistens halb elf. Zu Mittag kochen, dann muss ich eh schon für den Buschenschank vorbereiten, entweder Fleisch, Gemüse, dann Brot backen und Mehlspeisen. Zwischendurch muss ich dann noch zusammenräumen. Wenn einmal keine Gäste da sind, schau ich, dass ich draußen helfen kann im Weingarten [...] Und wenn für den Buschenschank was angesagt ist, kann ich draußen fast nichts mithelfen. So wie in der Hauptsaison, da haben wir immer auch Zimmergäste, die noch gerne länger sitzen bleiben und unterhalten werden möchten. Da kann es dann schon passieren, dass man bis eins oder zwei in der Früh dabei sitzt. Und am nächsten Morgen wieder früh raus, für die Gäste, die früh aufstehen. [...] Man muss wirklich rund um die Uhr da sein!“

Zusammengefasst kann man sagen, dass diese Buschenschänkerin den Typus einer *Bäuerin* darstellt, welche eine große betriebliche Verantwortung wahrnimmt, und mit dem Mann egalitär am Betrieb arbeitet in einem autonomen Arbeitsbereichen. Für den Fortbestand des Betriebes sei es unumgänglich, dass man persönliche Interessen den betrieblichen Interessen nachordnet. Die Kinder- und die Partnerbeziehungen gestalten sich eher sachlich und funktional. Die Bäuerin betonte immer, dass sie den Wert einer Person darin sieht, wie gut er oder sie arbeitet, und wie viel er oder sie in den Betrieb investiert. Die Interviewte stammt selbst aus einem außerlandwirtschaftlichen Bereich. Früher hatte sie immer für „andere“ gearbeitet und jetzt arbeite sie so zu sagen erstmals für sich selbst und sei ihre eigene Chefin. Das sei etwas, das sie als großen Vorteil empfinde und natürlich auch die große Wertschätzung, die sie sehr wohl von Seiten des Buschenschanks und der Zimmergäste bekomme. Davon würde sie sehr zehren und auch familienintern genießen, dass sie einen eigenen Arbeits- und Verantwortungsbereich inne habe. Daher sei es das für sie auch wert, ganz viel an Zeit und persönlichen Ressourcen, in den Betrieb zu investieren.

Dem sollte der *Große Buschenschankbetrieb* gegenübergestellt werden. Dieses mit Ende 30 vergleichsweise noch etwas jüngere Ehepaar hatte den Betrieb erst vor kurzem übernommen. Charakterisieren lässt sich dieser Betrieb als Beispiel für eine *„Realisierte egalitäre Partnerschaft mit familiären Freiräumen“*, etwas was in dieser Branche eigentlich nicht sehr üblich ist. Der Vollerwerb umfasst 10 ha mit vier internen Arbeitskräften und drei externen Teilzeitarbeitskräften. Eine externe Arbeitskraft im Buschenschankbereich wurde vom Betriebsleiterehepaar erst installiert, um sich für die Familie Freiräume zu schaffen. Der Buschenschank ist mit 90 Plätzen relativ groß, und in einer langen Tradition bereits in der dritten Generation geführt. Die Betriebsleiterin selbst hatte den Betrieb geerbt und die Ausbildung zur Weinbau- und Kellermeisterin absolviert. Der Partner ist branchenfremd, der nur einen „Schnellkurs“ im Weinbau absolvierte, um den weinbäuerlichen Part übernehmen zu können. Seit der Familiengründung, d.h. seitdem das Paar Kinder hat, arbeiten Beide getrennt. Die Frau, die früher eigentlich gemeinsam mit ihrem Vater in der Weinproduktion tätig war, hat sich in den innerhäuslichen Bereich und Buschenschank zurückgezogen. Zuvor arbeitete sie mit ihrem Mann relativ flexibel in der Weinproduktion zusammen. Der Mann half auch im Buschenschank mit und man sprach sich in der Weinproduktion fachlich ab. Beiden ist es sehr wichtig, viel Zeit für die Familie zu haben. Die Mitarbeit der Elterngeneration schafft diese Freiräume. In diesem Fallbeispiel hat die Frau die weinfachliche Ausbildung. Diese meint, dass dies

teilweise von Seiten der BerufskollegInnen im Weinbau nicht wahrgenommen wird. Aber sie bekomme sehr viel Wertschätzung von Seiten der Gäste. Das sei auch etwas, wovon sie sehr profitieren könne. Folgendes Zitat veranschaulicht, wie sehr dieses „Zeit-Haben für die Familie und für die Kinder“ Kritik von außen erfährt:

„Ich schaue sehr viel selber auf die Kinder, aber das wollen die Leute nicht. Die fragen, warum wir die Kinder nicht irgendwohin geben, aber das ist für uns keine Frage, das wollen wir nicht. Das macht mich manchmal schon traurig. Also die sind der Meinung eine Weinbäuerin hat nur für die Gäste und den Buschenschank da zu sein. Dass man sich aufopfert für andere. In der früheren Generation war das noch so, aber wir denken da anders. Das macht es wie gesagt nicht immer leicht, weil das sehr viel Kritik erfährt.“

Die Weiblichkeitskonstruktion, die diese Frau realisiert hat, ist der Typus einer „Modernen Bäuerin“. Sie steht auch im fachlichen Austausch mit dem Mann und ordnet teilweise die individuellen Interessen den Betriebsinteressen über. D.h. sie nimmt sich Zeit für ihre Kinder, geht ihren Hobbies nach und nimmt gerne an Veranstaltungen teil. Es ist ihr sehr wichtig, präsent zu sein. Für den Buschenschank hat das Paar eine externe Arbeitskraft angestellt, um nicht überlastet zu sein. Die Abgabe der Hauptverantwortung in der Weinproduktion ist etwas, das die Interviewte nur vorübergehend so belassen möchte, solange die Kinder klein sind. Im Interview mit dem Mann betonte dieser aber, dass die Frau für die Familie, und er für die Weinproduktion verantwortlich sei(en). Er glaube nicht, dass sich dies wieder ändern werde, sobald die Kinder älter sind. Die Bäuerin reflektiert auch über die Stellung der Frau im Weinbau. So werde es ihrer Meinung nach häufig ignoriert, dass eigentlich sie selbst diejenige am Betrieb sei, welche die weinfachliche Ausbildung gemacht habe. So werde sie auch häufig unterschätzt. Ein Zitat dazu:

„Viele Weinbauern nehmen das gar nicht wahr, dass ich mich im Weinbereich auch auskenne. Aber ich verzeihe denen das. Die haben das nicht anders kennen gelernt, da hat nur der Mann was gegolten. (...) Der alte Schlag ist schon noch spürbar, wenn die Leute kommen und fragen, wo der Chef ist. Oder wenn die Vinothek anruft, da sagt die Mama dann schnell, dass ich da bin, und dass ich das auch mache.“

Trotz der Veränderungen ist innerhalb der Familienbetriebe nach wie vor ein Geschlechterarrangement vorherrschend, das die Frauen weitgehend von der Weinproduktion ausschließt. Frauen und Männer wirken gleichermaßen mit bei der Aufrechterhaltung dieses Arrangements, was auch folgendes Zitat einer 45-jährigen Frau aus einem Familienbetrieb veranschaulicht:

„Also dass das ein Mann auch kann im Buschenschank, das glaub ich nicht. Das wird immer das Werk einer Frau sein!“

Hier sieht man, dass die Frauen genauso die Männer unterschätzen. Trotz ausführlicher Recherchen ist es nicht geglückt, einen südsteirischer Familienbetrieb mit umgekehrten Zuständigkeitsbereichen von Mann und Frau zu finden. Es stellt sich die Frage, woran das liegen könnte. Bei den Interviews wurde daher die Frage gestellt: „Was glauben Sie, warum Frauen in der Weinproduktion so unterrepräsentiert sind?“ Dazu wurden unterschiedliche Argumente angeführt.

Von *ExpertInnenseite* gingen diese teilweise in Richtung „geschlechtsspezifische Interessen und Eignungen“, d.h. das fehlende Technikinteresse von Frauen sowie die fehlende Geschicklichkeit im Umgang mit Maschinen. Im zweiten Moment war es aber gleich wieder so, dass man meinte, dass dies einen „guten Weinbauern“ eigentlich nicht auszeichne, ob er mit Maschinen hantieren könne, sondern eher darum gehe, richtige Entscheidungen zum richtigen Moment zu treffen und den Überblick im Weinkeller und in der Weinproduktion zu bewahren. Da gehe es gar nicht so sehr um den Umgang mit Maschinen, denn das übernehmen in vielen Fällen je nach Größe des Betriebes meistens schon die Angestellten. Ein weiteres Argument war das der „Tradition“, - dass das schon so von den Eltern vorgelebt worden ist und dass sich diese Arbeitsteilung auch bewährt hat. Ein weiteres Argument betrifft die „Sozialisation“, d.h.

dass den Frauen einfach oft gar nicht zugetraut wird, eigenverantwortlich einen Betrieb zu leiten, dass man sie da gar nicht hindrängt und ihnen eher eine Ausbildung außerhalb der Landwirtschaft nahelegt. Oft ergibt sich, wie in dem oben angeführten Beispiel bereits ansatzweise erörtert, auch eine „*Rollenverschiebung nach der Heirat*“, weil der Druck von außen spürbar wird.

Von *Seiten der Weinbäuerinnen* wurde oft argumentiert, dass die Frauen oft einfach nicht das „*Selbstvertrauen*“ hätten, dass sie sich das zutrauen würden und auch nicht so „*engagiert*“ wären, um sich für die Übernahme des Betriebes einzusetzen, dass sie oft nur eine „*geringe familiäre Unterstützung*“ erlebten und „*Angst vor einer Entwertung ihrer Weiblichkeit*“ hätten und sich dadurch „*Krisen in der Partnerschaft*“ ergeben könnten, wenn man darauf beharren würde, in der Weinproduktion alles selber machen zu wollen. Außerdem gäbe es nach wie vor nur sehr „*wenige weibliche Vorbilder*“.

Auf der Suche nach „*Alternativmodellen*“ fern des partnerschaftlichen Familienmodells ging es darum, Frauen aufzuspüren, die Weinbau in Eigenverantwortung betreiben. In dem erhofften Ausmaß wurde *Thünauer* dabei nicht fündig. Es wurden nur drei Frauen gefunden, die seit Jahrzehnten einen Betrieb in Eigenverantwortung führen und die Weinproduktion innehaben. Alle drei haben gemeinsam, dass sie alleinstehend sind, eine profunde Ausbildung im Weinbau haben, den Weinbau als „*persönliche Berufung*“ erleben und sich stark damit identifizieren, ein hohes Selbstvertrauen aus dem beziehen, was sie machen, die Stellung der Frau reflektieren, nicht so sehr ihre Wertschätzung von außen beziehen, sondern eher die persönliche Zufriedenheit betonen. Schwierigkeiten, die diesen Frauen begegnet sind, waren u.a. die Unterschätzung, die Verwehrung von Anerkennungschancen, Ausschließungstendenzen vom männlichen Berufskollegium und Partnerschaftsprobleme. Unterschätzung in dem Sinne, dass man ihnen beispielsweise nicht zugetraut habe, den Betrieb alleine zu führen. Eine der Weinbäuerinnen hatte zunächst mit ihrem Mann gemeinsam den Betrieb geführt. Auch während der Zeit, in der sie zusammen waren, hätte der Mann meist wo anders gearbeitet. Die Frau meinte daher, dass sie schon immer den Betrieb hauptverantwortlich geführt und einen Großteil der Arbeit alleine bewältigt hätte. Nach der Scheidung habe man möglichst schnell versucht, die Weinbäuerin zu verkuppeln, weil man der Meinung war, dass sie es am Betrieb ohne Mann nicht schaffen würde. Generell seien Menschen der Weinbranche häufig der Meinung, dass Weinbau nur im Familienbetrieb funktionieren könne.

Über *Partnerschaftsprobleme* wurde insbesondere mit einer Frau relativ lange gesprochen, die ursprünglich aus Deutschland in die Südsteiermark gekommen, und sich den Betrieb mit dem Mann geteilt hat. Diese hatten also den Betrieb nicht geerbt, sondern gemeinsam übernommen. Sie erzählte, dass sich im Laufe der Zeit immer mehr Problem ergeben hätten. Sie führte dies darauf zurück, dass sie als Frau die Weinproduktion nicht aus den Händen geben habe wollen, aber von außen immer mehr Druck - insbesondere für ihren Mann - spürbar geworden sei. Folgendes Zitat stammt von ihr:

„Also anfangs ging das noch alles in einer sehr guten Rollenverteilung zwischen meinem damaligen Mann und mir. Aber er hat den Druck gespürt von außen: Da redet eine Frau rein, jetzt ist er zur Memme geworden. Zuerst haben wir alles gemeinsam besprochen im Keller, und dann hat er angefangen mich aus dem Keller zu verdammen, obwohl er selber überhaupt keine Lust dazu hatte. Also das war wirklich ein tiefes Rollendenken!“

Als Beispiel für *Verwehrung von Anerkennungschancen und Ausschließungstendenzen* hat eine der drei Bäuerinnen, die auch fachlich sehr gut ausgebildet ist, folgendes gemeint:

„Manchmal ist es so, dass mich manche Sachen verletzen in der Teamerfahrung im Weinbau. Wenn da zwei Männer sitzen, die ein halbes Jahr biologischen Weinbau machen, und ich sag, ich mach das seit zwanzig Jahren, und ich hab das und das bemerkt... da könnte ich genauso gut niesen, oder mich hinterm Ohr kratzen, das fällt einfach unter den Tisch (...) Das ist manchmal so, dass ich fast verzage, dass ich mir denke, mein Gott ist das mühselig, da ist kein Austausch da. (...)

Sie war eine der ersten weiblichen Weinbau- und KellermeisterInnen Österreichs überhaupt und ist auch sehr präsent in der weinfachlichen Diskussion. Auch in Weinfachzeitschriften veröffentlicht sie immer wieder Artikel und sie war auch Pionierin in gewissen Bereichen. Sie hat das so erlebt, dass das innerhalb der Weinbauerngemeinde eigentlich nicht so anerkannt war, was sie an weinfachlichem Pionierwissen schon eingebracht hat. Hier ist ein weiteres Zitat von ihr:

„Ich habe auch neue Methoden entwickelt, die werden auch schräg angeschaut... Wenn ich ein Mann wäre, wäre ich ein Pionier. Als Frau bin ich... interessant ja, aber nicht voll akzeptiert.“

Weiter wurden junge *Nachwuchsweinbäuerinnen* gesucht, um herauszufinden, ob diese möglicherweise andere Erfahrungen machen, als ihre älteren Kolleginnen, um die Generationsfrage zu klären. Es konnten drei junge Nachwuchsweinbäuerinnen in der Südsteiermark gefunden werden, die alle gemeinsam haben, dass sie keinen Bruder haben, d.h. niemanden, der ihnen das Erbe hätte streitig machen können. In zwei Fälle hat insbesondere der Vater gegenüber den Mädchen eine sehr *„geschlechtsuntypische Sozialisation“* an den Tag gelegt. In einem Fall stand die Betriebsaufgabe zur Debatte. Die Weinbäuerin erzählte, wenn sie nicht darum gekämpft hätte, das unbedingt übernehmen zu wollen, wäre der Betrieb aufgelassen worden, weil es eben keinen männlichen Nachfolger gegeben hat. Alle drei identifizieren sich ganz stark über den Weinbau. Sie sind auch fachlich sehr gut ausgebildet, sie sind sehr ehrgeizig und haben auch einen sehr großen Beweismotivation, d.h. es genauso gut machen zu können wie die Männer. Auch gibt es in allen drei Fällen einen starken familiären Rückhalt, d.h. die Eltern arbeiten am Betrieb mit. Die Frauen sind dadurch auch freigestellt sich fortzubilden und anderen Aktivitäten nachzugehen. Sie erleben das auch so, dass die Eltern sie unterstützen, indem sie Aufgaben übernehmen und diese auch gut erledigen. Als Beispiel für die geschlechteruntypische Sozialisation sollen folgende Zitate einer der drei Nachwuchsweinbäuerinnen wiedergegeben werden:

„Der Papa hat schon früh gesagt, so, und jetzt kommst mit runter in den Keller, und ich hätte aber lieber im Buschenschank gearbeitet. Und er hat dann immer gesagt, nein, das ist Frauensache, du kommst mit mir mit. Als ob ich sowieso ein Bub gewesen wäre. Wenn er das nicht gefordert hätte, würde ich heute noch Brot backen.“

„Irgendwie war das schon immer normal und logisch, dass der Papa und ich zusammen arbeiten. Und wenn ich sage, das und das habe ich gelesen, oder das habe ich dort gesehen, dann sagt er meistens okay, dann schauen wir uns das einmal an. Ich meine, auch wenn der Papa schon vorher weiß, dass es ein Blödsinn ist, er lässt mich trotzdem probieren, damit ich selber merke, dass das nichts ist. Und von dem her bin ich schon sehr gesegnet, sage ich einmal.“

Was die Erfahrungen im *Berufskollegium* angeht, haben diese jungen Weinbäuerinnen bis jetzt zwar keine direkten Angriffe erlebt, aber durchaus subtile Formen des Ausschlusses, der Ignoranz und der Unterschätzung. Eine dieser jungen Weinbäuerinnen nahm an einer Ausschreibung zur Kürung der besten Nachwuchsweine teil. Sie war dort auch mit einem Wein präsent. Es gab eine Blindverkostung und zur Überraschung aller wurde ihr Wein mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Da gab es Kommentare, wie *„jetzt müssen wir uns auch schon von einer Frau den Rang ablaufen lassen“*. Das habe sie aber gar nicht so gestört, denn das kenne sie von der Ausbildung von den Burschen her, wie sie meinte. Was sie aber sehr verletzt habe war, dass von der Fachjury der Kommentar kam: *„unglaublich, was eine Frau eigentlich zustande bringt“*. Diese Weinbäuerin betonte, nicht aufgrund ihres Geschlechts einen Vorteil haben zu wollen, sondern ganz unabhängig vom Geschlecht für ihre Arbeit anerkannt werden zu wollen. Diese jungen Weinbäuerinnen haben das Gefühl, dass wenn man als Frau für die Leistungen anerkannt werden möchte, dann sei es wichtig, fachlich sehr gut dazustehen und in gewisser Weise den Männern überlegen zu sein. Die eigene fachliche Kompetenz müsse man vehementer beweisen als die männlichen Kollegen. Das folgende Zitat ist ein Beispiel für die Wahrnehmung der jungen Weinbäuerinnen:

„Also ich denke mir immer, speziell bei mir sind sie umso kritischer. Also wenn es heißt da kommt ein Wein von mir, dann wird da viel genauer drauf geschaut als bei Männern meines Alters (...) Oder wenn man fachlich eine Meinung vertritt im Weinbauverein, da muss ich immer laufen und schauen, dass ich Argumente herkrige, dann wird das meistens auch akzeptiert. Aber ich muss immer mehr dafür tun, dass das funktioniert.“

Von Seiten der *Weinkunden und Zimmergäste* am Betrieb ist oft auch eine Reaktion der Verwunderung da, aber auch der Bewunderung und der großen Neugierde. Da gibt es gewissermaßen fast einen „*ExotInnenvorsprung*“, den sie aber nicht unbedingt zu ihren Gunsten nutzen möchten. Alle drei Nachwuchsweinbäuerinnen waren zum Zeitpunkt der Interviews Mitte Zwanzig und nur eine hatte einen Partner. Alle standen kurz vor der Bestriebsübernahme. Bezüglich der *Zukunftsmodelle* waren sich alle drei einig, dass sie die Weinproduktion, die sie schon in einer großen Eigenverantwortung am Hof innegehabt haben, teilweise noch in Absprache mit dem Vater, nicht aus den Händen geben wollen. Selbst wenn sie einmal Kinder haben sollten, möchten sie weiterhin die Weinkellerei übernehmen. Es gibt unterschiedliche Vorstellungen, wie das auf *egalitäre Weise mit einem Partner* funktionieren könne, einerseits möglicherweise in gemeinsamer Absprache mit einem fachnahen Partner, wenn dieser genauso das Interesse für den Weinbau mitbringt, oder auch, wenn der Partner möglicherweise von einem branchenfremden Bereich kommt und nicht am Betrieb mitarbeiten möchte, dass man Arbeitskräfte für den typischerweise weiblichen Arbeitsbereich des Buschenschanks anstellt.

Am Schluss der Interviews wurden die Weinbäuerinnen noch gefragt, welche Wünsche sie für die zukünftige Entwicklung der Weinbranche haben. Die Antwort einer Weinbäuerin soll stellvertretend für alle anderen als Zitat wiedergeben werden. Sie wünscht sich für die Zukunft:

„Dass die Weinwelt eine geteilte ist: Nicht Männer hier, Frauen da, mit einem Statusunterschied dazwischen, sondern eine Welt in der sich jeder seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechend einbringen kann. Wo Frauen und Männer nicht gleichgemacht, aber gleichberechtigt in einer geschlechterneutralen Weinwelt ihr Bestes geben, und das auch anerkannt wird!“

Diskussion

Pevetz: Ich getraue mir etwas unterschiedliche Kernkompetenzen zwischen den beiden Geschlechtern zu vermuten. Die Frauen können zweifellos einen Weinbaubetrieb führen, die Eignung für Kundenkontakte liegt aber schon eher bei den Frauen. Wir haben dies nicht nur im Weinbau, wir haben dies in sämtlichen Bereichen, wie z.B. in der Gärtnerei usw. Wer ist im Verkauf und hat den Kundenkontakt? Wer führt die Verhandlungen abgesehen von rein fachlichen Gesprächen? Das sind überwiegend die Frauen. Der Mann ist oft gar nicht zu sehen. Der ist im Glashaus, in der Werkstatt usw. Die Kernkompetenz der Männer liegt im technisch-handwerklichen Bereich, der Frauen im kommunikativen Bereich. Diese Dinge, dass die Frau den gesamten Bereich übernimmt oder dass es auch einmal umgekehrt ist, sollten im Einzelfall natürlich keineswegs ein Hindernis sein. Aber es wird vermutlich immer so bleiben, dass sich diese unterschiedlichen Kernkompetenzen durchsetzen werden. Das ist für viele Feministinnen traurig, weil sie dann mit ihren Hoffnungen gescheitert sind. Ich glaube, so traurig ist es ja nicht, vorausgesetzt dass beide Geschlechter nicht gleichmacherisch, aber geschlechterneutral die gleichen Chancen haben, sich in ihrem jeweiligen und besonderen Kompetenzbereich zu verwirklichen. Dies ist in keiner Weise ein Widerspruch sondern ein Hinweis darauf, dass nach dem alten Spruch *„Kehrt die Natur mit der Heugabel aus, sie kehrt doch wieder“* (Horaz, Epistel I, 10, 24) Begabungsunterschiede und unterschiedliche Begabungsnaturen gibt, die eben hier auch zur Geltung kommen.

Thünauer: Ich glaube auch, dass das sehr häufig einfach eine Frage der persönlichen Vorlieben ist. Ich möchte aber umgekehrt den Männern nicht absprechen, dass sie genauso kommunikativ sind. In der südsteirischen Weinbranche erlebe ich das oft so, dass die Männer im Austausch sehr eloquent und kommunikativ sind und sich als Person ganz stark einbringen.

Promitzer: Kann man dieses typische Geschlechterarrangement in der Südsteiermark für andere Regionen in Österreich verallgemeinern? Wie ist das in Deutschland oder in Frankreich?

Thünauer: Dazu könnte ich überhaupt nichts sagen, da ich dazu leider keine Vergleichsstudien gefunden habe. Im Zuge meiner Literaturrecherche war es sehr schwierig überhaupt sozialwissenschaftliche Studien zum Weinbau zu finden. Zur Frau in der Landwirtschaft allgemein gibt es sehr vieles, aber speziell zum Weinbau habe ich gar nichts gefunden. Meine Recherche fand 2007 statt. Vielleicht hat sich das mittlerweile bereits verändert.

Höllinger: Die Frage warum in manchen Bereichen in den letzten Jahrzehnten sich diese traditionellen Rollenzuweisungen sehr stark aufgelöst haben, hat nicht unmittelbar mit ländlicher Forschung zu tun. In der Politik sind eine Frau Merkel und einige andere noch nicht ganz aber bereits weitgehend akzeptiert. Diese können das Geschäft jedenfalls gleich gut. Das wird nicht mehr als etwas Exotisches wahrgenommen. In vielen Bereichen hat das stattgefunden, aber es gibt schon noch einige Bereiche, wo das noch weit davon entfernt ist. Wenn das noch wirklich nie oder kaum passiert ist, dann verwundert es nicht, dass man erstaunt ist, wenn diese Frau in diesem Umfeld die erste ist. Wenn das zum ersten Mal eine zustande bringt, dann ist da Verwunderung, so wie es selbstverständlich ist, wenn zum ersten Mal ein Schwarzer wo auftaucht, dann schauen alle. Der wird einfach komisch angeschaut, weil er da ist und auffällig ist. Das verwundert nicht. Die Frage ist, warum ist es in bestimmten Bereichen so. Im Bereich der Literatur haben die Frauen aufgeholt. Man muss nur schauen, was heute veröffentlicht wird. Vor hundert Jahren hätte man gesagt, eine Frau kann keinen Roman schreiben. Mittlerweile weiß man, dass Frauen gleich gut schreiben können und in der Nobelpreispraxis hat es sich eingebürgert, dass jedes zweite Jahr eine Frau daran kommt. In einem großen Teil der technischen Bereiche ist man sehr weit davon entfernt. Von den Expertenzuschreibungen wird es schon eine Kombination zwischen Technikkompetenz und eine bestimmte Art von Kreativität sein. Dabei geht es nicht um das Maschine-Einschalten, sondern um ein komplexes technisches Zusammenspiel, was im Weinbau heute eine große Rolle spielen dürfte. Es gibt gewisse Bereiche z.B. Kunsthandwerk, wo Frauen sich als genauso kreativ erweisen. Wir haben vor einigen Jahren Forschungspraktika über Frauen in der Pop-Musik gemacht. Es ist bemerkenswert, dass in der Pop-Musik nur sehr wenige Top-Frauen auf dem professionellen Label aber auch auf dem Amateurlabel gibt. In Orchestern gibt es mittlerweile wesentlich mehr Musikerinnen.

Strutzmann: Wie bereits angesprochen wurde die Arbeit 2007/2008 erstellt. Ich darf dazu anmerken, dass auf der Universität für Bodenkultur eine landschaftsplanerische Dissertation zum Weinbau gab, wo man sich speziell die Verteilung der Arbeitsbereiche zwischen Frauen und Männern angeschaut hat. In Niederösterreich, Wien und Burgenland gibt es seit 2000 die Arbeitsgemeinschaft der „11 Winzerinnen“. Das Ergebnis der Studie ist nicht verwunderlich. Auf der Universität für Bodenkultur wurde auch eine Studie zur Vererbungspraxis in der Landwirtschaft und Feminisierung der Landwirtschaft durchgeführt. Dabei geht es um Frauen, die einen Betrieb geerbt haben und darum, an wen sie zukünftig vererben. Dabei stellte sich heraus, dass die Frauen trotzdem den Betrieb wieder an Männer vererben. Das wurde ja auch in der Präsentation angesprochen, dass Frauen die einen Betrieb übernehmen konnten, diejenigen waren, wo kein Bursche da war. Innerhalb der Landwirtschaft ist stark verankert, dass die Männer erben. Sie sprechen auch an, dass mittlerweile 30% der AbsolventInnen Frauen sind. Aber trotzdem ändert sich nichts. Es gibt diese klassischen Zuschreibungen. Direktvermarktung und Buschenschank machen traditionell die Frauen. Wenn das ein zusätzliches Standbein in der Südsteiermark wird, dann wird das für die Frauen noch schwieriger, denn es ist klar, dass sie diese Arbeit macht. Spannend ist auch, dass die Frau als Kellermeisterin mit den Kindern davon ausgeht, dass sie wieder in die Produktion einsteigen wird. Der Mann geht da von etwas völlig anderem aus. In fünf bis zehn Jahren wird es da am Betrieb ziemliche Konflikte geben. Da wird es noch sehr lange dauern, bis sich da etwas verändert. Methodisch haben Sie ExpertInnen und Betriebsleiterinnen interviewt. Haben Sie da immer den gleichen Fragebogen gehabt?

Thünauer: Bei den Betriebsleiterinnen hatte ich unterschiedliche Fragen. Die Themenbereiche waren aber im Großen und Ganzen dieselben. Nach einer Einstiegsfrage hatte man gesehen, in welche Richtung überhaupt geantwortet wurde. Dann bin ich immer wieder auf die Themen zurückgekommen, die noch gefehlt haben. Das wurde sehr offen gelassen. Nur im Falle des Falles wurde nachgefragt, wenn noch etwas gefehlt hat.

Gruber: Ich nehme an, dass Sie sich sozialstrukturell einige Daten angeschaut haben. Sie haben gesagt, dass sich die Flächen verdoppelt haben. Interessant wäre, wie sich die Anzahl der Weinbauern vergrößert hat und ob man bereits eine Veränderung der Eigentumsverhältnisse bemerken kann, auch im Vergleich zu anderen Regionen in Österreich und zum Ausland. Die Situation der Weinproduktion in Österreich ist nämlich ziemlich anders als z.B. in Frankreich.

Die **nächste Sitzung der Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 21.11.2014 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

U. Schwarz (Institut für Geschichte des ländlichen Raumes St. Pölten): „Bäuerliche Interessen“? Nationalsozialistische Agrarpolitik vor Ort am Beispiel der Kreisbauernschaft Neunkirchen

Mag. Ulrich Schwarz studierte Geschichte an der Universität Wien und absolviert derzeit ein Doktoratsstudium in Geschichte ebenfalls an der Universität Wien. Seit 2009 ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR) in St. Pölten tätig. Er war Junior Fellow am IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften der Kunstuniversität Linz in Wien und Visiting Scholar an der HU Berlin und der University of Michigan, Ann Arbor. Forschungsschwerpunkte: Ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert, Kultur- und Mediengeschichte des ländlichen Raumes, Mikrogeschichte.

Th. Lampalzer (Forsttechnischer Dienst für Wildbach- und Lawinenverbauung in Wiener Neustadt): Lebensstilisierungen mit Öko-Eigenheimen - eine explorative Studie anhand von Fallbeispielen aus dem Industrieviertel Niederösterreichs

Dr. Thomas Lampalzer, M.A. schloss nach seiner Ausbildung zum Förster und zum Photogrammetrie-Operateur das Magisterstudium der Soziologie und Philosophie an der FernUniversität in Hagen ab und promovierte ebendort im Fach Soziologie. Er befasst sich zurzeit vor allem mit Projekten, die schutzwasserbauliche und umweltsoziologische Fragestellungen verknüpfen. Die Grounded Theory und die Akteur-Netzwerk-Theoriespielen dabei eine bevorzugte Rolle.

Literaturhinweise

- Böhnisch, Lothar; Funk, Heide (1991): Grundprobleme sozialer Hilfe im ländlichen Raum. In: Böhnisch, L.; Funk, H.; Huber, J; Stein, G. (Hrsg.): Ländliche Lebenswelten. Fallstudien zur Landjugend. Weinheim und München, 29-39.
- Bortz Jürgen; Döring Nicola (2005): Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler-Innen. Berlin, Heidelberg, New York.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.) Soziale Ungleichheiten. Göttingen. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- Elias, Norbert; Scotson, John L. (2002): Etablierte und Außenseiter, Suhrkamp, Frankfurt am Main (original 1965: The Established and the Outsiders)
- Häußermann, Hartmut; Kronauer M. (2005): Inklusion - Exklusion. In: Kessler, F.; Frey O.; Maurer S.; Reutlinger C. (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. 597-609.

- Horaz (1964): Samtliche Werke. E. Heimeran, München
- Ipsen, Detlef (1991): Stadt und Land, Metamorphosen einer Beziehung. In: Häußermann, Hartmut; Ipsen, Detlef; Krämer-Badoni, Thomas; Läßle, Dieter; Rodenstein, Marianne; Siebel, Walter (Hrsg.): Stadt und Raum, Soziologische Analysen, Centaurus, Pfaffenweiler.
- Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hrsg.) (1998): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- Kleining, Gerhard (1995): Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, U.; Kardoff, E.v.; Keupp, H.; Rosenstiel, L.v.; Wolff, S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim. 11-23.
- Knauth, Bettina; Wolff, Stephan (1991): Zur Fruchtbarkeit der Konversationsanalyse für die Untersuchung schriftlicher Texte - dargestellt am Fall der Präferenzorganisation im psychiatrischen "Obergutachten", Zeitschrift für Soziologie, Jg. 20, Heft 1 S. 36-49, Stuttgart
- Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. 2. Auflage, Weinheim und Basel. 18-35.
- Landwirtschaftskammer Steiermark (2007): Grüner Bericht Steiermark 2006/2007. Bericht über die Lage der Land- und Forstwirtschaft in der Steiermark, Graz
- Lichtenberger, Elisabeth (2000): Austria. Society and Regions, VÖAW, Wien
- Österreichische Raumordnungskonferenz (ÖROK 2012): 13. Raumordnungsbericht, Wien
- Rehbein, Boike 2006: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz:
- Rudolph, Martin (2001): Ländliche Region. In: Schröer, Wolfgang; Struck, Norbert; Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbauch Kinder- und Jugendhilfe, Juventa, Weinheim-München, S. 273-291
- Sacks, Harvey. (1995). Lectures on Conversation. Blackwell Publishing
- Sandgruber, Roman; Bruckmüller, Ernst; Hanisch, Ernst; Weigl, Norbert (2002): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, Wien
- Silverman, David (1998): Harvey Sacks and Conversation Analysis. Cambridge
- Statistik Austria (2002): Volkszählung 2001, Hauptergebnisse, Wien
- Statistik Austria (2009): Datenbank POPREG, 10.07.09, Wien
- Statistik Austria (2010): Statistik des Bevölkerungsstandes, Wien
- Wittig, Alfred (1982): Heidenreichstein, eine Stadt stellt sich vor, in: Festschrift 50 Jahre Stadt Heidenreichstein 1932–1982, Heidenreichstein
- Arbeitsgemeinschaft der „11 Winzerinnen“ www.11frauenundihreweine.at
- Vinissima Frauen & Wein e.V. www.vinissima-ev.de